universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Stunden des Lebens

Trentini, Albert von

Berlin [u.a.], 1913

urn:nbn:at:at-ubi:2-9707

Univ.-Bibliothek Innsbruck

39462

39462

Albert von Trentini: Stunden des Lebens

Von demſelben Autor erſchienen früher
im ſelben Verlag:

Der große Frühling
Roman
• • •

Sieg der Jungfrau
Roman
• • •

Lobeſamgaſſe 13
Roman
• • •

Comteſſe Tralala
Roman
• • •

Der letzte Sommer
Roman
• • •

Stunden des Lebens

Novellen

von

Albert von Trentini

Erſte bis dritte Auflage

Schuſter & Loeffler, Berlin und Leipzig 1913

UB INNSBRUCK
+C146239508

Alle Rechte,
insbesondere das der Ueberſetzung, vorbehalten.

Druck von Ernſt Klöppel, Quedlinburg.

Inhalt

	Seite
Francis und Marion	9
Der Graf Henry	25
Johannes' Heimkehr	38
Das Champagnermädel	56
Funke des Göttlichen	74
Das Frauenzimmer	88
Der Mörder	111
Ninnies Hochzeitsreise	128
Die Gebeugten	147
Julian	164
Die Mutter	184
Sachsenklemme	199

Francis und Marion.

Als Francis' Mutter, die ſeit langem Witwe war, ſtarb, nahmen meine Eltern ihn in unſer Häuschen auf dem Berge. Die Leute ſagten, das ſei aus Barmherzigkeit geſchehen, weil Francis' Mutter ſo arm ſtarb wie eine Heilige. Aber das iſt nicht wahr. Es geſchah, weil wir alle Francis lieb hatten, und weil Vater denken mochte, ich könnte einen Gefährten gut brauchen, der außer blauen Augen ein freigebig Herz und reinen Sinn hatte. Dieſe drei Dinge beſaß Francis, je länger er bei uns weilte, umſo deutlicher zeigten ſie ſich; und alle hatten davon ihr Gutes. Ich am meiſten, denn Francis ließ es nie zu, daß er allein gelobt oder ich allein geſcholten wurde, und machte alle tollen Streiche mit mir und half mir in der Mathematik aus, in der ich ſehr ſchwach war, und hörte mir freundlich zu, wenn ich meine Fabelluſt losließ, und wenn ich auf Vaters Harmonium unſeres weißhaarigen Pfarrers Benediktus ſpielte, ſagte er in aufrichtiger Empfindung: „Das iſt prachtvoll, Paulus!"

So war er und ſo blieb er, bis wir das Gymnaſium fertig hatten. Nun, dachten wir, würde es, bevor wir ins Leben hinauszögen, noch ein

rechter Freundſchaftsſommer werden, und richteten uns darauf ein. Aber es kam ganz anders. Einen Monat, nachdem Tilde, die ſechs Jahre lang Braut geweſen, aus dem Häuschen gezogen, ging Vater plötzlich den ſtillen Weg in den Friedhof hinab, . . . und als unſere Knechte das Korn zu ſchneiden begannen, ließ Mutter ſich's nicht nehmen, ihm zu folgen. — Francis, was du mir damals geweſen, als das Haus ſo furchtbar leer war, daß ich in keinem Zimmer mehr die fand, die ich ſuchte, das hätte ich niemals vergeſſen dürfen! Du pflegteſt mich wie eine gütige Krankenſchweſter, deine Hände verſtanden zu lindern, und deine Worte noch beſſer. „Ich bleibe ja bei dir," ſagteſt du, „dann biſt du doch nicht allein!" Ich hörte das gerne, gerne, und als wir das Haus auf dem Berge verſchloſſen, um ins Leben hinauszugehen, dachte ich an dies Verſprechen und lehnte mich an dich.

* * *

Und das blieb lange ſo, auch in der großen Stadt. Denn Francis, dem ſchien nichts neu und fremd, er tat wie ein lebenserfahrener

Mann. Ich aber war täppiſch dem Tauſenderlei gegenüber, das ich ſah und hörte.

Später jedoch, als ich mich daran gewöhnt hatte, ging ich bald einſame Wege. Weißgott, was ich ſuchte, ohne Francis! Aber ich fand es nicht, und konnte ich heute auch herzhaft lachen darüber, morgen machte es mir bekümmerte Mienen. Dann ging ich in unſerer gemeinſamen Stube grimmig auf und nieder und ſah zornig auf Francis, der ruhig vor den Büchern ſaß. Aber, wenn mir der Trübſinn und die Glut ſo das Herz zerſchlugen, daß ich nimmer wußte, wohin denken, . . dann ſagte ich ein leidenſchaftlich Wort und ſchrie ihn an. Ob er es nicht merke, wie mir zumute ſei? Ob er mich nicht leiden ſähe, ob er . . . .? Ja, wie ein Ankläger ging ich auf ihn los. Und da lächelte er ſchon und kam mit ſeiner guten Stimme zuhilfe, und nun beichtete ich alle Torheit meiner einſamen Wege in ihn hinein . . .

Schöne Jahre wurden es!

Und als nach ihrem Ende der Tag kam, da wir als friſchgebackene Doktoren in unſer Häuschen auf dem Berge heimkehrten, . . . haben wir da nicht tauſend gemeinſame Jubelrufe in das

Land geſchickt? Die Junilinden beſchatteten unſere verſchwiſterten Hoffnungen, und wenn wir vom Culm über die Welt hinſchauten, ſahen wir unſere Zukunft wie einen Strom, ſicher und breit, durch die Fluren fließen. War das eine Zeit! . . .

Aber als der Auguſt in die Mitte ging, ertappte ich mich bei einer Entdeckung: Francis wanderte viel allein herum, und auch ich ſpazierte allein. Wenn ich morgens zu ſeinem Fenſter emporrief: „Francis!“, war er meiſt nicht da, und ſaß er Abends ſchon vorm Tiſch, ſprang ich erſt den letzten Hügel empor. Und wenn er dann fragte: „Wo bleibſt du ſolang?“, wurde ich ärgerlich, aber auch rot. Und log.

Denn ich konnte es ihm nicht ſagen! So oft ich aus dem Waldrand lugte, auf Marions Haus hin, das frei in der Wieſe ſtand vor der Sonne und allen Winden, und auf ſie wartete, nahm ich mir ernſthaft vor: Sage es ihm! Aber wenn ich heimkam, und Francis ſtand am Fenſter, in das die Abendfahnen flatterten, vermochte ich's wieder nicht. Wir ſetzten uns dann an den Tiſch, und Francis hatte ein Buch geleſen, und ich einen Bock angepürſcht. Und ich brachte

nur ſo viel heraus: „Ich habe Fräulein Marion geſehen!“ — „So?“ ſagte er und ſchaute auf. Und da kam ich nun nimmer weiter.

* * *

Aber ein paar Wochen darauf, mein Herz trug unbändige Unraſt, ging ich mit Marion nimmer aus dem Walde. Sie wollte heim, weil der Vater im Hauſe wartete, aber ich wollte nicht. Nein, ich wollte nicht, alle Bäume, die um uns ſtanden, rief ich zu Zeugen auf, daß ich eher tot niederfallen wollte, als es jetzt noch verſchweigen. Ich ſah von Marion nur mehr den Schimmer ihres Kleides und ein flüchtig Leuchten aus ihrem Aug', aber trotzdem ſchien ſie mir licht wie ein Heiligenbild, ich warf mich geblendet in den Boden, vor den Saum ihres Kleides, raubte ihre Hände herab zu mir und ſagte und küßte und lachte in dieſe Hände hinein alles, alles, was ich im Herzen trug.

Und Marion ſagte: „Ja!“ . . .

Ach, was war das für ein Laufen durch den Wald nach dieſer Stunde! Ein Stürmen, daß die ſtärkſten Bäume zitterten, ein Jagen, daß

mir glühend wurde und ich meinte, das Feuer meines Aug's müßte die Dunkelheit hellen, und wieder, daß vor mir eine ſüße Finſternis ſich auftat, der es heimlich anzuvertrauen war: „Marion liebt mich!“

Als der Wald zu Ende war, eilte ich den Hügel empor. Stürzte dann ins Haus hinein, in Francis' Stube hinein, ohne zu pochen, flog ihm wie der Wirbelwind an die Bruſt und ſchrie ihm zu: „Francis, ſie liebt mich!“

Es machte mir nichts, daß er ſchwieg. „Francis!“ ſagte ich, „Francis!“ — und ſchnellte empor und ſchoß wieder nieder, und nun mußte er ſich alle vorhergehenden Tage erzählen laſſen, alle meine verſteckten Schleichwege mit mir gehen, alle Nächte mit mir durchwachen, die ſo lang gedauert hatten; und zuletzt mußte er Marions „Ja“ hören, ihr zuerſt zaghaftes, dann zitterndes, verſprechendes „Ja“.

Als ich zu Ende war, atmete meine Bruſt tief und meine Hände zuckten. Die Lampe auf unſerem Tiſch ging nieder, die Wände der Stube dunkelten ſchon. Ich ſah in die blaue Ruhe dieſer dämmernden Wände, dann in die zuckende Flamme, und weil Francis den Kopf in die Hände ge-

ſtützt hielt und nichts ſagte, ſtieß ich ihn an. „Und du, — du freuſt dich nicht einmal?“

„Doch,“ ſagte er ſchnell, „doch, Paulus! Ich freue mich.“ Aber nun erſtarb die Flamme, ich konnte Francis nicht ſehen.

* * *

Das waren Tage! Marion ſtand im Sonnenſchein und beugte ihr weißes Geſicht über den einzigen Roſenſtrauch, der in ihrem Garten noch blühte. Ich aber kniete vor ihr und ſagte in die Falten ihres Kleides hinein: „Ich liebe dich! Ich liebe dich!“

Oder wir gingen Hand in Hand über die Lärchenwieſen. Die trugen den goldenen Lärchenflaum oſtwindverweht in ihren Halmen. Während wir gingen, blickte Marions ſchwarzes Auge mich an und ſagte: „Fühlſt du nun, daß du niemals einſam warſt? Ich war immer bei dir, nur wußteſt du's nicht!“ Ich hörte das, es war wahrhaftig ſo! War ſie nicht meine eigene Seele? Und in meiner Bruſt war die ihre! Und plötzlich blieb ich ſtehen, riß den Hut vom Kopf und ſchleuderte ihn weit in die Luft hinaus, und

ſchrie in den glühenden Abend hinein: „Ich liebe dich! Ich liebe dich! . . .“

Francis hatte in dieſen Tagen einen Brief bekommen; einen guten Brief. Ein entfernter Verwandter hatte ſich ſeiner erinnert und ihm eine Stelle in Wien verſchafft. „Das iſt ja vortrefflich!“ ſagte ich, „wie ich mich freue, Francis! . . . .“ Und ob er bald ginge?

Er ſchaute mich ſchmerzlich an. „Ja,“ ſagte er, „übermorgen.“

Aber es wurde ein leichter Abſchied. Ich würde Francis nachkommen, ſobald Marion in die Stadt zöge. „Auf baldiges Wiederſehen!“ ſagte ich leichthin und begleitete ihn gar nicht zur Bahn, denn Marion erwartete mich, ich mußte in den Wald hinab.

Unter einer Föhrengruppe ſaßen wir und blickten eine Zeitlang ſchweigend in das Verglimmen des Herbſtes. Mit einemmal aber ſtand alle Schönheit, die mir Marion ſchenkte, ſo unerſchöpflich vor mir, wie die der Erde, über welcher der ewige Himmel hing. Und da löſten ſich mir die ſeligſten Worte wie Quellen von geſegnetem Fels und lobten Marions Hände, die kühl in den meinen lagen, und dann Marions Augen, in

denen die Schönheit der Erde als klares, kleines Bild ſtand, und dann das Haar, in dem die untergehende Sonne ſchimmerte. Und es verging Stunde um Stunde, und wir ſtanden lange ſchon vor Marions Haus und wußten nicht, wie es Nacht geworden war. Aber nun ſah ich das Lieblichſte an Marion, das Lächeln, das in den Mondſchein ging, und lobte küſſend ihren Mund.

* * *

Wir waren ſchon vertraut einander, Marion und ich, und was ſie bisher erlebt und was ich bisher erlebt, das erzählten wir uns getreulich und eifrig. Da war es einmal, daß Marion von den Frauen und Mädchen ſprach, die ich gekannt hatte, und ich merkte wohl, wohin ſie hinauswollte. Und ließ lächelnd ſie reden; denn ſeit ſie mein war, ſchien es mir, ich hätte vor ihr kein Mädchen geliebt, und als ſie es endlich wagte, zu fragen, ſagte ich ſtolz: „Nein, Marion, ich liebte keine vor dir!“ Und als ich ſah, daß ihre Augen davon eine wunderſchöne Freude bekamen, ſagte ich's, hundertmal wieder: „Nein, Marion, ich liebte keine vor dir!“

Und fragte daraufhin, weiß nicht, warum: „Und wie iſt es bei dir?“

Da ſchritt Marion zuerſt ſtumm weiter und tat, als hätte ſie die Frage nicht gehört. Dann aber blieb ſie ſtehen, ſchaute mich an und ſagte ernſt: „Francis hätte ich vielleicht geliebt, — wenn du nicht gekommen wäreſt!“

Es gab mir einen Stich! „Francis?“ fuhr ich auf. Und Marion erſchrak, daß ſie leichenblaß wurde. „Paulus, Paulus!“ rief ſie in ihrer Angſt und hängte ſich an mich, „Du b i ſt ja gekommen!“ Und ſie habe ja nur ſagen wollen: Vielleicht, vielleicht, — und ich müßte es doch wiſſen, daß ſie mich allein liebte, aus ihrem innerſten Herzen! — Das glaubte ich nun wohl; „ja,“ ſagte ich, „Marion! Ja!“; denn ich verſtand es völlig, daß ſie Francis gar nicht geliebt hatte. Aber plötzlich wußte ich, warum er gegangen war, wußte mehr, als ich faſſen konnte, — was nützten dagegen alle Reden und Beteuerungen Marions? „Francis! Francis!“ rief ich an dieſem Abend im leeren Hauſe und warf mich verzweifelt in den Seſſel. Es ſchien mir, nun könnte ich nimmer ganz glücklich ſein! . . .

* * *

Aber dies Gefühl verſchwand unter Marions großer Liebe ſchon nächſten Tags. Wenn ich auch daran denken mußte, daß Francis' Herz zerriſſen war, während das meine jubelte, der Gedanke hatte keine Gewalt über mich. Das Glück war mir zugefallen, ich war nicht ſchuld daran! Das müßte Francis verſtehen!

Und als ich von Marion ſchied, tauchte der nagende Gedanke im Abſchiedsſchmerz unter, der mich taub und blind machte für alle Schmerzen anderer. Ich dachte nur ans Wiederkommen, an Marions Tränen, an unſere Zukunft. Und in der Stadt angekommen, wo Francis lebte, geſchah das Unerklärliche. Bei meinem erſten Schritt auf die Straße fiel mir ein: nun gehſt du zu Francis! Er hatte niemals geſchrieben, daß er mich erwarte; aber war es nicht ſelbſtverſtändlich? Und trotzdem, im ſelben Augenblick ſagte etwas: Nein! Nein, du gehſt nicht! Und das war nicht Verlegenheit oder Taktgefühl; etwas Feindſeliges war es, das gegen Francis in meiner Bruſt ſaß. Das ſagte: Francis iſt klein, denn er hält dich gewiß für ſchuldig und ſieht nicht ein, daß alles nur Zufall war. Es ſagte: Und er hat Marion ſo ſehr geliebt, daß ſie ihn vielleicht

wiedergeliebt hätte, — wenn du nicht gekommen wäreſt!

Und ſo ging ich nicht zu Francis. Ich bekam noch ein paar Briefe von ihm, die er in das Häuschen am Berg geſchrieben hatte. Ich ließ ſie uneröffnet, verbrannte ſie. Lebte, ohne mich um ihn zu kümmern, in derſelben Stadt, vermied monatelang die Straße, in der er wohnte. — Einmal aber, mitten im Strom von Menſchen, ſah ich ihn daherkommen. Über tauſend fremde Köpfe hin erkannte ich ihn. Nun würde auch er mich erkennen, in der nächſten Sekunde, fürchtete ich . . . . . da kehrte ich jäh um.

* * *

Aber das Leben tat dagegen das Seinige! Noch war der Frühling nicht wieder da, und ich hatte Marion vergeſſen. Zuerſt kämpfte ich, dann betrog ich mich ſelbſt, dann belog ich Marion, ließ ſie in Verzweiflung und Ungewißheit. Schließlich mußte ich Farbe bekennen: ich liebte eine Andere!

Die Scham darüber ließ ich von Ruth betäuben. Es waren Zeiten, in denen ich, hoffärtig

gemacht von ihrer Liebe, mir dachte: mögen die Unglücklichen, Francis und Marion, heulen, Gott läſtern und ſich vor den Kopf ſtoßen... ich bin glücklich geworden! Und wieder Augenblicke in all dem verheerenden Taumel, die mir mit unanfechtbarer Deutlichkeit zeigten, wie ich ſchuldig geworden war an Marion, und nun auch an Francis. Denn, daß ich ihm Marion genommen und ſie dann doch verlaſſen hatte .... mußte ihn dieſer Gedanke nicht wahnſinnig machen?

Aber auch dieſe Augenblicke ließ ich von Ruth verſcheuchen. Drei Jahre lang. —

Bis eines Morgens Ruth verſchwunden war. Ein Briefchen lag da, das ſagte es. „Ruth!" ſchrie ich auf, „Ruth!" .. Die ganze Welt irrte ich durch, um ſie zu ſuchen. Aber das war es: Nun konnte ich heulen, Gott läſtern und mir vor den Kopf ſtoßen, ſoviel ich wollte — ſie kam nicht mehr! ...

Damals, Francis, ... damals, Marion, damals dachte ich an euch!

* * *

Aber auch das verging. So wie die Leidenſchaft verrauſcht war, verrauſchte die Verzweif-

lung. An Narkoſen ließ ich es nicht fehlen. Ohne ſehr große Mühe kam ich dazu, im Leben kein Wunder mehr zu ſehen, wohl aber viel Unvernünftiges, Zufälliges; aber auch Praktiſches. Ein paar Genüſſe blieben, geiſtloſe, unedle. Aber ich nahm ſie, obwohl ich das wußte.

Von Francis erfuhr ich nichts mehr. Auch von Marion nichts. Die Zeit, in der ich ihnen gehört hatte, ſchien mir unendlich ferne zu liegen. Nur gedankenlos fragte ich mich zuweilen, ohne jede Empfindung: Was iſt etwa aus Francis geworden? . . . Und aus Marion? . . . .

Da tut ſich eines Febermorgens meine Tür auf, ein großer Mann tritt herein, und bevor ich aufſpringen und rufen kann: „Francis!“, ſteht er ſchon vor mir und ſagt leiſe: „Marion iſt tot!“

Ich zucke zuſammen. Ich verſtehe nicht. Aber da ſagt er's ſchon zum zweiten Male: „Marion iſt tot!“

Ich begreife nichts. Ich blicke zum Fenſter hinaus . . . Marion iſt tot? Warum kommt er, *mir* das ſagen? Muß er mich nicht in ihrem Namen verachten, weil ich ſie verlaſſen habe? Und weiß er nicht, daß ich mich von ihm

losgeriſſen habe, weil ich zu ſchlecht war für ſeine Wege?

Ich blicke zum Fenſter hinaus, faſt kalt kann ich an alles denken. Ich kann mir vorſtellen, wie Marion im Sarg liegt, wie ihr Vater davor weint, wie Francis geweint hat, als er es erfuhr. Ich kann mir vorſtellen . . . doch da hat Francis meinen Arm gefaßt und rüttelt ihn und ruft, wie zu wecken: „Paulus, Marion iſt tot!“

Und da fahre ich jäh empor und ſchaue wortlos in ſein altes Geſicht. Und leſe darin, leſe darin . . ſie wußten alles und liebten mich trotzdem noch immer!

* * *

Es war feige von mir, daß ich mit Francis hinter Marions Sarg einherging und ihm nicht auf dieſem Gange alles bekannte, reumütig: meine Untreue, meine Schuld, meine Kälte. Aber ich fand nicht den Mut dazu. Denn als wir mit unſeren Roſenſträußen hinter dem Sarg gingen, war mir's, als erhöbe ſich Marion im Sarg, und ich müßte ihr aus meinem elenden

Herzen heraus zurufen: „Ich liebe dich wieder, ich liebe dich wieder!“ Und als Francis, kaum daß der Friedhof leer geworden war, vom Grab alle fremden Kränze riß und unſere Blumen ganz allein auf die Erde breitete, und als er dann beim Heimgang ſeine Hand in die meine legte, da ſank etwas Seliges in meine Bruſt, ſodaß alles Treuloſe, Schlechte und Harte aus ihr ausgelöſcht ſchien; ja, daß ich fühlte: das kann nicht ich begangen haben!

Daß Francis das ſah, das machte es wohl, daß er meine Hand nicht losließ. Und das machte es wohl auch, daß er, als wir im Bahnhof in die vielen Menſchen traten, die vor den Gleiſen warteten, plötzlich ſich niederbeugte und ſagte: „Du, Paulus, gehen wir wieder zuſammen?“

Weiß Gott, da wollte ich bekennen, wer ich ſei! Aber es lag meine Hand ſchon feſt in der ſeinen, und ich wußte es treu: nun log ich nimmer, wenn ich ſagte: „Ja.“

Der Graf Henry.

Bis zu seiner Hochzeit war er immer einsam gewesen, der Graf Henry. Das will viel sagen, denn er heiratete in seinem siebenundvierzigsten Jahr. Er hatte ein kleines Palais in Wien, in Frankreich Güter. Die Eltern waren ihm früh gestorben, er lebte mit seinen Geschwistern, bald in Wien, bald in Paris; ein bißchen auch in Clury, wo die Güter standen. Aber weder hier noch dort sah man ihn in der Gesellschaft, und nur ganz wenige wußten, daß er existierte. Das waren die Schaffner im Expreßzug, mit dem der Graf Henry alle Jahre sechsmal nach oder von Frankreich fuhr, und ein paar halbverwandte Freunde. Aber die letzteren besannen sich wirklich nur dann darauf, wenn sie Schulden hatten, denn der Graf Henry war reich und gab, so oft man ihn bat.

Seine Einsamkeit genoß er. Er brauchte sie. Er war kein Genie, kein Gelehrter, nicht einmal ein Sonderling. Aber er hatte niemals übrige Zeit. Er verwendete sie auf Kleinigkeiten, auf rührende Kleinigkeiten; er photographierte alles, was ein Amateur nicht photographiert, sammelte Siegel und päpstliche Münzen, schrieb eine

ewige Familiengeſchichte, und reſtaurierte mit peinlicher Gründlichkeit und Liebe ſeine ſiebenundachtzig Ahnenbilder, jedes Jahr vier.

Vom Leben hatte er unbeſtimmte Anſichten. Von den Frauen keine. Er war ſtrenggläubig, von muſterhaftem Wandel, wohltätig, und vor allem ein Menſch, der die Bahn ſeiner Grundſätze niemals verließ, weil er nicht gewußt hätte, wie er das anſtellen ſollte. Ein einzigesmal hatte er ein Abenteuer erlebt. Eine Pariſer Kokotte hatte ihn in einem Kaffeehaus kurzerhand hoppgenommen. Er ſchenkte ihr ſeine Börſe, brachte es aber über verlegene Blicke und knabenhafte Verſicherungen nicht hinaus. Das war ſchon lange, lange her; aber er wurde noch immer rot, wenn er daran dachte.

Da, als er ſiebenundvierzig Jahre hatte, war plötzlich der Teufel in ihn gefahren. Er wollte heiraten. Fünf Wochen nach dieſem Entſchluß war er mit der einundzwanzigjährigen Gräfin Olly Gosna verlobt. Vier Monate nachher verheiratet.

Die Hochzeit wurde in Forberg gefeiert: hundertdrei Gäſte, drei Tage lang. Ganz Oeſterreich-Ungarn vom Grafen aufwärts war dabei.

Die Hochzeitsreiſe ging nach Kairo, Tunis, Spanien, . . . nach drei Monaten kam das Paar nach Wien ins Palais.

Der alte Kammerdiener Paul, den ſein Herr auf dieſe Reiſe mitgenommen hatte, erzählte nachher, daß der Graf Henry, weil er doch früher immer allein geweſen war, ſeit ſeiner Hochzeit aus dem Erſtaunen nimmer herausgekommen ſei. Aber, wie war der Graf Henry erſt überraſcht, als er, im Palais angekommen, entdeckte, daß ſeine Geſchwiſter auslogiert worden waren; und als er mit verblüfften Augen ſehen mußte, wie das alte, unbequeme Haus mittlerweile zu einem höchſt komfortablen, faſt weichlichen Quartier war umgewandelt worden.

Aber er ſtammelte nicht einmal: „Wieſo? warum?“ und die junge Gräfin Olly, welche geſchickt alle dieſe Veränderungen befohlen hatte, ſtieg leichten Schrittes die roten Treppen hinan und ſagte: „Wie gemütlich und nett das ausgefallen iſt!“

Und nun herrſchte die kleine, junge Gräfin Olly. Es war kein Anlaß da, an ihrer Liebe zum Grafen Henry zu zweifeln. Sie nannte ihn „mein lieber Heinzi“, verriet nie, wie ſchlecht

man ſie zu Hauſe in Gosna-Forberg behandelt, wie oft ſie verzweifelt geſchrien hatte: „Jeden, jeden heirate ich, wenn er nur kommt!“, und wie glücklich ſie war, nun Königin über einen ergebenen, ungeheuer aufmerkſamen Mann, ein Haus, einen Familienbeſitz, ſehr viel Geld und die Zukunft zu ſein.

Jung war ſie, lebendig und temperamentvoll. Aber nicht im geringſten ſentimental. Illuſionenlos. Und ſo paßte ſie wenigſtens in einem zum Grafen Henry: auch ſie konnte vom Schickſal nie überraſcht werden.

Ja, das ging nun freilich anders zu, als zu Lebzeiten des ledigen Grafen Henry. Das Haus ſtand ſperrangelweit offen. Jeden Tag Empfang, tauſend Bekannte, tauſend Beſuche. Kleine, mittlere, große Diners. Intime, offizielle, Abfütterungs-Soupers. Jeden Tag Korſo, Praterfahrt, Bazar, Wohltätigkeitsmuſik, Theater, Ball, Soirée. Und die Gräfin Olly arrangierte, ſchickte den Grafen Henry auf Beſtellungen, ſchaffte ihm einen neuen Frack, einen neuen Smoking an, machte ſelbſt ſtundenlang Toilette, war niemals müde, immer queckſilbern. Sie hatte keine Minute Zeit für den Grafen Henry allein. Und ſo paßte

ſie auch in einer zweiten Beziehung gut zu ihm: ſie war ohne Unterlaß beſchäftigt.

Aber der Graf Henry! Ja, der Graf Henry ſchwieg halt. Er hatte oft ein recht trauriges Geſicht auf, wenn er gerade mit Blumen in den Salon ſeiner Frau kam, und ſie ihm entgegenſtürzte: „Mein lieber Heinzi, du biſt ſchlecht raſiert. Mach' ſchnell, der Wagen iſt da." Ein recht weinerliches Geſicht, wenn er den Abend gerne mit ſeiner Frau verbracht hätte, und ſie reſolut zu ihm ſagte: „Aber, mein lieber Heinzi, wir müſſen ja fort!" Ein ſehr betrübtes Geſicht, wenn er ein Viertelſtündchen ſtehlen wollte, um endlich einmal den wirren, ſchwindeligen Kopf in Ordnung kommen zu laſſen und nachzudenken, was denn ſeit ſeiner Hochzeit eigentlich geſchehen war, und wenn er bei dieſem Diebſtahl ertappt und geſtört wurde.

Da, — eines Tages ein Bub! Die Gräfin Olly hatte einen Buben geboren! Herrgott, wer damals den Grafen Henry geſehen hat, der vergaß ihn Zeit ſeines Lebens nimmer! Es ſchien, als hätte er vorher gar nichts geahnt. Er war ſo entſetzlich verrückt vor Freude, daß man glauben konnte, es würden ihm aus ſeiner Glatze die

Haare wieder wachſen. Er tanzte, er ſchrie, — er, der Schweigſame! — und am Bett der Gräfin Olly ſagte er immer wieder in zitternder Seligkeit: „Du Engel!“

Es ging ein großmächtiges Glück durch die gute, arme Seele des Grafen Henry: der Gedanke, es wird nun alles anders werden! Aber kaum hatte er es gedacht, bereute er ſchon empfunden zu haben, daß bisher nicht alles geſtimmt hatte. Und da ihm der Gedanke zum erſtenmal ſo keck und unbewußt aufgetaucht war, ſchalt er ſich bitter, daß er ihm überhaupt hatte kommen können. War die Olly nicht eine brillante Frau? Sie hielt das Haus im Zügel, gab ſeinem Namen Ehre, war gefeiert, benahm ſich tadellos, hatte ihm ein Heim gegeben und nun einen Buben geboren.

Ja, ſie war eine brillante Frau! Und trotzdem vergoldete dieſen ſchönen Schluß die ſüße Hoffnung: Nun wird alles n o ch ſchöner werden! Und nur ein ganz kleiner Schmerz ſtörte dies Glück: die Gräfin Olly wollte den Buben Gabi nennen, ein Name, der im Hauſe des Grafen Henry gar nicht vorkam. —

Aber es wurde nicht ſchöner, nicht einmal

anders. Die Gräfin Olly ſtand bald auf, und nun kamen die ebenbürtigen Mütter mit ihren Babies, um den kleinen Gabi zu ſehen, und die tauſend Beſuche, um die Mutter zu beglückwünſchen, und nach ein paar Wochen, als der kleine Gabi vorgeſtellt worden war — wieder Empfang, Jour, Theater, Konzert, Matinée uſw. —

Da war es, daß der Graf Henry einmal allein zu Hauſe blieb und ſeinem Buben zuſah, wie er ſchlief. Unbeweglich ſaß er vor dem vergoldeten Bettchen, tief über das herzige Geſichtchen gebeugt, und ſchaute dem Geſichtchen zu, ernſt, unausgeſetzt, atemlos, . . . und ſtand plötzlich von ſeinem Seſſel auf, ging vom Bettchen fort, und ſperrte ſich in ſein Zimmer. Und was er dort dachte, das weiß niemand.

Aber, als er abends ſeine Frau auf den Rout bei der Prinzeſſin Elſa führte, war der Graf Henry ein ganz anderer, als er achtundvierzig Jahre lang geweſen. Er konverſierte wie ein ausgemachter Cauſeur, ſoupierte mit der feſchen Baronin Rox, und wollte um jeden Preis von ihr den Boſton lernen. Und als um drei Uhr ſeine Frau ihn am Aermel zupfte und ſagte: „Mein lieber

Heinzi, es iſt Zeit" — ſchien er entrüſtet und ging ungerne heim.

Seit jenem Abend ſchaute die Gräfin Olly ihren Gatten oft verblüfft an. Er war ergeben und demütig und folgſam wie früher, denn es nicht zu ſein, hätte er für unmöglich gehalten. Aber er war kaum mehr zu Hauſe, und wenn er kam, brachte er ſelbſt Gäſte mit, Gäſte, die Gräfin Olly gar nicht gebeten hatte. Und wann immer und wohin immer ſie ihn mitnehmen wollte, niemals mehr ein erſchrecktes, immer ein fröhliches Geſicht, — immer war der Graf Henry bereit, mitzukommen.

Was wurde über ihn gelacht! Er, der bald Fünfzigjährige, lernte fechten, tanzen, reiten, Whiſt, Bridge, Tarock und Poker, alles Dinge, die er niemals gekonnt hatte. In drei Theatern mietete er Logen, zu den tauſend Beſuchen machte er noch tauſend, gab große Jagden in Clury, in Wien die größten Feſte, — das Leben ſelber war der Graf Henry!

In jener Zeit ſchaute die Gräfin Olly ihren Mann oft faſt verliebt an. Sie hatte niemals gedacht, daß dieſer Mann ſich „ſo machen würde".

Das waren der Gräfin Olly liebe, wunder-

ſchöne Jahre. Ihr Heinzi trug ſie auf Händen, ihr Bub wurde intelligent genannt, ihre Toiletten ſtanden in der Preſſe beſchrieben, ihre Feſte waren die beliebteſten, ihr Geſicht wurde x-mal gemalt, und ſie war Sternkreuzordensdame geworden.

Und eines Tages brachten ſie ihr den Grafen Henry ſterbend ins Haus. Er war beim Reiten geſtürzt, hatte einen Schädelbruch erlitten.

Die Gräfin war einen Augenblick bewegungslos. Aber nur einen Augenblick lang. Dann ordnete ſie an, gab Befehle, übernahm die Pflege am Krankenbett und beherrſchte vollkommen die Lage.

Man hatte den Grafen Henry in der Eile und Aufregung in ſein altes Herrenzimmer gelegt und wagte es nun nicht mehr, ihn in das Schlafzimmer zu tragen. Dieſer Raum war düſter und ſchwer, und erzählte von keiner Sonne und von keiner Jugend. Aber von Graf Henrys langer, kindlicher Einſamkeit. Und als der Graf Henry zum erſtenmal die Augen aufſchlug, erkannte er das alte Zimmer, und es ſchien, als ob er es mit einem ſtillen Lächeln grüße. Seine Frau ſah er nicht.

Die Aerzte kamen, hatten keine Hoffnung. Die Gräfin Olly antwortete ihnen mit feſter, ſicherer Stimme, und als ihr geſagt wurde, es werde noch ſechs bis ſieben Tage dauern, ging ſie tapferen Schrittes in das Krankenzimmer zurück und verließ es nimmer. Sie pflegte den Grafen Henry zärtlich, ließ niemanden ein, und verlor den Kranken nicht aus den Augen.

Am ſiebenten Tag — der Graf Henry lag ſcheinbar bewußtlos — hatte ſie den kleinen, blonden Buben geholt. Es war ihr, als müßte es bald zu Ende ſein. Das Kind an der Hand, ſtand ſie vor dem ſtillen Bett.

Da öffneten ſich plötzlich die Augen des Grafen Henry und ſchauten ſtarr und groß auf die Frau mit dem Kinde. Der Blick war lang, und kein Augenlid fällte ihn, und kein Zucken der regungsloſen Geſtalt ſtörte ihn. Er verfolgte mit ſcharfer Deutlichkeit das ſchöne Bild, und erkannte darin eine ganze Spanne von Jahren, in dieſer Spanne jeden einzelnen Tag. Und erfaßte wie mit grauſamen Händen jeden dieſer Tage, ſah ihm ſtreng und unerbittlich ins Geſicht, bis das Bild eines jeden in ein Nichts zerfiel.

Und je länger, forſchender und tiefer dieſer

Blick auf der Unbeweglichen und dem blonden Buben ruhte, umſo kälter und härter wurden die Züge im Geſichte des Schauenden.

Ganz wach war der Graf Henry geworden!

Und alle die kalten Enttäuſchungen, die ſeinem warmen Herzen und ſeiner beſcheidenen Liebe die Ehe mit dieſer Frau gebracht hatte, fühlte er nun als eine einzige, rieſengroße, entſetzliche. Und alle Gedanken, die ſein Kummer und ſein Elend ſich Jahre hindurch in geſtohlenen Minuten gemacht hatten, und alle, denen er entflohen war in die Welt und zu den Menſchen, die ſein Spiel nicht kannten und ihn ſpotteten, wurden ein einziger, furchtbarer. Und alle Demut, in der er ſeine Seele verleugnet und zum Schweigen geknechtet hatte, ſank nun dahin, ... die Perſon des gutmütigen, gehorchenden Grafen Henry wurde in ſeiner letzten Stunde hart und gebietend!

„Geh hinaus!“ rief er plötzlich.

Sieben Tage lang hatte er nicht geſprochen. Nun ſprach er laut.

Die Gräfin Olly erſchrak. Phantaſierte er?

Sie ließ das Händchen des Kindes los und beugte ſich nieder zu dem Kranken.

„Geh!“ rief er nochmals.

Das Kind bekam Furcht. Es ſah die weiße, abgezehrte Hand des Grafen Henry ſich von der Decke heben.

Da ging die Gräfin Olly. Sie ſandte um gläubig noch immer vor dem Bett ſtand, richtete ſich der Graf Henry jäh und mit zorniger Gewalt aus den Kiſſen und ſchrie:

„Geh!“

Da ging die Gräfin Olly. Sie ſandte um die Aerzte, ließ den Geiſtlichen rufen, läutete dem alten Paul, brachte das Kind in ſeine Stube.

Dann ſtand ſie zögernd vor der Tür des Krankenzimmers und wußte nicht, was ſie da gebannt hielt. Als der alte Paul, bleich im Geſicht und mit müden Knieen, aus dem dunklen Korridor kam, ſagte ſie zu ihm:

„Ich muß noch etwas holen. Gehen Sie voran!“

Und ſie lief die Treppen hinab und wußte nicht, warum ſie floh. Und kehrte raſch um und ſtand wieder vor der Tür. Allen Mut nahm ſie zuſammen und klinkte auf und trat ein.

Und ſtand ſtill. Denn der alte Paul ſchrie

auf wie ein geſchlagenes Kind und rief: „Er iſt tot.“ —

Es war ein wunderſchönes Begräbnis, das der Graf Henry hatte. Der Hof war vertreten, die tauſend Bekannten und die tauſend Freunde des Hauſes gingen mit, die paar Orden wurden ihm nachgetragen, und dreimal ſegnete man ihn ein. Und alle, die ihn begleiteten, klagten, daß gerade d i e Menſchen ſo früh ſterben müſſen, die es ſo ſchön und ſo gut haben.

Und die Gräfin Olly hielt tiefe Trauer.

Nach dreiviertel Jahren aber heiratete ſie den ſchönen Gabi Salmbach, der wenig älter als ſie und Oberleutnant bei den Dragonern war, und zog ſich mit ihm auf ein kleines, verborgenes Landgut bei Wien zurück. Zu ihrer Freundin, der Baronin Rox, ſagte ſie bei ihrem letzten Beſuch: „Gabi nimmt ſeinen Abſchied, wir wollen ganz nur uns ſelber leben.“

Johannes Heimkehr.

„Wo iſt Papa?“

„Im Hornewald unten.“

Im Hornewald, der die höchſte Kuppe des Euſeberberges zudeckte, einen Büchſenſchuß vom Herrenhaus entfernt, fand die Kollaudierung der neuen Drahtſeilbahn ſtatt, mit der man in zwanzig Minuten aus dem heißen Sommerqualm der Stadt herauf in die Alpenluft fahren ſollte. Im Hornewald ſtand die Endſtation.

„Und Tilla?“

„Unten bei den Linden, mit Fraiſi.“

„Und du . . . was tuſt du?“

„Ich will hinüber nach Föhrde, es ſind Hühner drüben.“ —

Fritz ging. Und ſo war die Mutter allein. Aber ſie war gerne allein. Erſt blieb ſie in ihrem Zimmer, trippelte da eine zeitlang unentſchloſſen herum und trat dann auf den Balkon hinaus. Sie lehnte ſich über die Brüſtung. Unten, am Sockel des Hauſes, brandeten die Juniwieſen, die Seen von Margheriten, Schierling und Kampanulen. Weiter abwärts — denn vom Hauſe fiel der Euſeberberg, links vom Hirſchkopf, rechts vom Hornewald gezingelt, in ſteiler Flucht nach

dem tiefen Abgrund des Etſchtals ab — brandeten, wie aus einer ſonnüberſchwärmten Straße heraus, die Weizenäcker, und ganz unten, wo des Euſeberbergs Niederſturz in den blauen Sommerdunſt hinausragte, ſchaukelten die neuen Lärchen im Mittagwind.

Ein Kuckuck rief aus dem Hirſchkopfwald, ... Mutter zählte. „Eins, zwei, drei“ .... dann lächelte ſie.

Die Gletſcher der Ferne ſtanden nordweſtlich, in die glasklare Durchſichtigkeit des Himmels gebettet, mit glänzenden Kappen. Bogen an Bogen, nach rechts und links. Im Norden erſt, wohin in lichter Freude die Dolomiten ihre Maſſen herüberſtreckten, trat die ſchimmernde Gletſcherkette zurück hinter den vermittelnden Grünländern der Almen, die ſich trotzig vordrängten ... zwiſchen Morgen und Abend.

Mutter ſeufzte. Alle Täler redeten von ſeliger Sommerfreude, alle Wälder dufteten, alle Blumen predigten!

Da ... da ſtieg ein Geier in die Luft!

Mutter ſchaute mit ihrem alten Auge hinauf. Kreis um Kreis zog der ſilberne Flug, Spirale

um Spirale ſtieg das ſilbrige Vogelherz aufwärts.

Hatte Johannes als Bub nicht ſo gerne die Geier herabgeſchoſſen?

Aus dem Hornewald brauſte jetzt ein Summen und Kreiſen. Rotweiße Wimpel rollten aus den höchſten Tannen. Die Bahn! . . .

Mutter ging leiſe in ihr Zimmer hinein, holte aus dem Sekretär die Mappe und die Hornbrille und das Porzellantintenzeug. Sie kam wieder auf den Balkon zurück, klappte das Tintenzeug auf, ſetzte ſich nieder. Aber, die Feder in der Hand, ſchrieb ſie doch nicht, ſtarrte zweifelnd, furchtſam, — ach, ſo hoffnungslos zweifelnd hinaus in die grenzenloſe Weite, die der flimmerige Junihimmel vergoldete.

In jeder Familie pflegt es ein „Kreuz" zu geben, war des alten Pfarrers ſteter Troſt. „Sie müſſen das dem Herrgott aufopfern", pflegte er hinzuzuſetzen. „Sie haben ja einen rechtſchaffenen Mann und drei andere . . . und: wohlgeratene! Kinder. . . und vor allem: es trifft Sie keine Schuld!"

Mutter lächelte wehmütig. Ja! Ja! Papa war ein lieber Herr, ein lebensfroher Herr, . .

und er, er hatte es wirklich „dem Herrgott geopfert!“ Er war damit fertig geworden! Und Tilla und Fraiſi kamen bald an tüchtige Heiraten, und aus dem Fritz wurde vielleicht einmal etwas Beſonderes! Aber . . .!

Mutter legte den ſchlohweißen Kopf auf die Arme. Nein, ſie weinte nicht. Gewiſſe Äußerungen des Schmerzes verlernt das Alter. Aber weil Johannes gelogen und Wechſel gefälſcht, weil ihn Papa deshalb verſtoßen, weil ſie ihm ſeit ſieben vollen Jahren noch niemals ein Zeichen der Verzeihung zu ſchreiben gewagt hatte, weil ſie tauſendmal vor dieſem Briefbogen geſeſſen hatte, zögernd, zweifelnd, ſtöhnend, knirſchend gegen das Gebot Papas mit dem Gebot ihres Herzens . . . war er drum nimmer ihr Kind? . . . Er war trotzig gegangen. Hatte ihre Arme, die ſich in verzweifelter Gebärde ihm entgegengebreitet hatten, damals nimmer geſehen, kein Wort der Reue, keine Bitte, keine Träne gehabt . . . und ſeither geſchwiegen!

Lebte er noch?

Mutter ſtand auf. Sie wollte ſich Ruhe machen. Sie wollte die vernünftige Tilla heraufrufen, oder den bedächtigen Fritz zurückhal-

ten, denn dann beſiegte ſie wieder die Schwäche. Wie immer!

Und ein Verbrecher war er ja wirklich! —

Aber ſie tat das nicht. Sie durchrannte das Haus, ſchaute aus allen Fenſtern. Überall nur die Stimme, die Predigt: er iſt nicht da! Überall die ringende Mahnung des nimmer zu zähmenden Herzens: er iſt dein Kind! Dein jüngſtes Kind! . . . Und ſo kam ſie zuletzt wieder auf den Altan zurück, lehnte ſich von neuem über die Brüſtung und ſah wieder hinaus in die grenzenloſe Weite.

Vielleicht eine Stunde lang. Bis ſie plötzlich zuſammenfuhr. „Mein kleiner, kleiner, lieber, böſer Schlingel!“ ſagte nämlich eine übermütig frohe Frauenſtimme in der Wieſe unten.

Gertrud Reink, die Förſtersfrau, war es, die da ging. Ihr Hänſel, zweijährig, an der Hand.

„Wirſt du noch einmal unartig ſein mit Mama?“ Gertrud Reink ſtellte den kleinen Mann vor ſich auf, beugte ſich zu ihm nieder und ſchaute ihm mit erkünſteltem Ernſt in die Augen.

„Anſi brav, Mama!“

„Ganz gewiß?“

„Anſi brav, Mama!“

„Du . . . und ganz gewiß?“

Der kleine Mann ſtreckte lächelnd die Ärmchen nach ihr aus. „Ja . . . Mama!“

Und . . . hat er die Mama lieb?“ . . .

Mutter flog an den Tiſch zurück und ſank weinend in den Stuhl. Und während ſie weinte, und während ſie lachte, und während der kleine Hanſi unten ſeine Mama umarmte und die Mama ihn faſt totküßte, tauchte ſie die Feder ein und ſchrieb wirklich!

* * *

Johannes erhielt dieſen Brief am ſiebzehnten Auguſt. Am achtzehnten reiſte er. Bis an die Küſte des Meeres waren es fünf Tagereiſen. Der Himmel ſtrahlte die wildeſte Sonne aus, der Staub der Steppenpfade drohte Kamel und Reiter zu erſticken. In den Herbergen vor den weißen Dörfern, die wie Schneehügel aus dem fahlen Sand in den Azur glänzten, war das Waſſer ſtinkend, der Atem der ſommergeſchlagenen Menſchen verpeſtet; keine Stunde Schlaf war in ihnen zu finden. Aber Johannes trieb die Tiere und die Begleiter an, unerbittlich, ungeduldig,

denn ganz vorne, aus dem unabſehbaren Sandmeer, tauchte die Kuppe eines Tannenwalds auf, grünſaftige Wieſen dehnten ſich über Sättel und Talrunſen, Kirſchbäume blühten über heimatlichen Bauerndächern!

Er tat dieſe Reiſe wie im Traum. Nur ſoviel war ihm bewußt, daß er es da unten nicht mehr ausgehalten hätte, keinen einzigen Tag mehr ausgehalten hätte, nachdem ihn die Mutter gerufen. In dem Brief, den er auf der Bruſt trug, ſtand nicht, daß er kommen ſollte. Es ſtand nicht darin, daß im Haus auf dem Euſeberberg die Verzeihung eingezogen war, daß er nimmer froh zu ſein brauchte, da unten nach raſtloſem Vagabundenleben, nach Verlotterung und Erſtickung allen Heimwehs Arbeit gefunden zu haben, die ihm im Schweiß des Angeſichts Brot gab, . . . und daß er nimmer dahin zurückkehren mußte.

Aber es ſtand darin: „Mein liebes Kind!“ Dreimal, viermal; und deshalb ſtand darin auch, daß die Mutter Sorge, Qual, Verhärtung und Verlaſſenheit dieſes lieben Kindes ſieben Jahre lang mitgelitten hatte . . . und deshalb war er auf und davon gegangen, einen Tag ſchon, nachdem dieſer Brief gekommen war.

Eines Morgens lag dann das Meer vor ihm. Aber nun lief kein Schiff. Auf den Transportdampfer mußte er vier Tage warten. Und dies Warten war das Schwerſte. Er ſaß ſtundenlang in der höllheißen Straße vor dem Kaffeehaus, trank, rauchte; mittendrin las er immer wieder den Brief. Und als das Schiff endlich ging, das Land entſchwand, das er nun haßte, von dem er begriff, daß ihn nur würgende Not dort Fuß faſſen gelaſſen hatte, ſagte er, auf Deck ſitzend, in die Unendlichkeit von Himmelblau und Waſſerblau ſtarrend, alle Worte des Briefes vor ſich hin. Er konnte ſich darin nicht genug tun. Er überdachte die ſieben Jahre, es verurſachte ihm Pein und Ekel, im Nichtstun alle kleinen und großen Ereigniſſe dieſer ſieben Jahre nachzuleben. Sonnige Heiterkeit ſchwamm mit dem Schiff. Die Morgenfrühen waren friedlich, faſt kühl, die Beginne der Nächte traumhaft ſanft in ihren Farben und in des Waſſers Melodien. Er aber ſaß ſchweißbedeckt und von Grauen geſchüttelt da, ſah alle Verfehlungen und Niedergänge ſeiner Jugend zu ſich kommen, auf ihn hinweiſen, auf die unauslöſchlichen Makel hinweiſen, die er von ihnen trug, und dieſe Makel

gingen nimmermehr fort . . . er kam anders heim, als er geſchieden war.

Aber es kam ihm vor, wenn er nur heimkehrte, um zu ſterben, war es genug!

Sobald er den Boden Europas betreten, nahm dies traurig-hoffnungsloſe Gefühl ab. Jede Telegraphenſtange brachte ihm ſcheuen Gruß, ſchüchternen Willkomm zu, jeder im Himmel ſchwebende Vogel redete Ermutigung. Und oft auf dieſem dritten Teil der Reiſe brach in der totgegerbten Bruſt ein Schrei aus, freilich kein vernehmlicher, aber ein raſender Ruf ihres wiedererwachenden Lebens, der den Leib zittern und zucken ließ. Und in der Nacht, die die letzte war, bevor er die Grenze der Heimat erreichte, tat Johannes kein Auge zu . . . und als er die Grenze überſchritt, weinte er.

Im gleichen Kupee reiſten ſieben Italiener. Die kamen aus Argentinien, hatten zwei Ziehharmoniken bei ſich, ſangen und rauchten. Die waren reich geworden. Und die ſahen ihn ſpöttiſch an. Sie ſahen nämlich, wie ihn die Einfahrt in jede der bekannten Stationen faſt ſinnlos machte, wie ihn die Täler, Berge, Dörfer, die vorbeiflogen, gleichſam berührten, wie von

Stunde zu Stunde ſeine Haltung gieriger, ſein Blick ungeduldiger wurde, . . . und wie er trotzdem immer weiter weinte. Aber Johannes weinte nicht aus Reue. Nicht etwa, weil ihm der ſtrahlende Anblick der Heimat die Hoffnung ſchuf, das Alte abzuſtreifen, rein und unſchuldig zu werden und ein neues Leben mit Frohmut und Kraft zu beginnen, weinte er. Sondern er weinte, jetzt erſt erſchüttert, jetzt erſt niedergebeugt, von der raſtloſen Hammerarbeit der ſieben Jahre, von ihrer Dürre und ihrem Dunkel, und von der markauspreſſenden Einſamkeit ihrer Tage und Nächte. Und hatte darum, je näher er der Heimat kam, keine Furcht mehr vor dem, der ihn verſtoßen, keine Sehnſucht nach Vergebung, keinen Wunſch nach den Leckerbiſſen und Ehren des verlorenen Sohnes, — aber immer quälender die zitternde Begierde nach der Raſt am Herzen der Mutter! Nur die!

* * *

Dieſe Begierde trieb ihn, als er um zwei Uhr mittags in der Stadt ankam, ohne weiteren Aufenthalt aus der Stadt hinaus. Er rannte.

Er rannte, den Blick immer nach dem Berg gerichtet, der das Euſeberhaus hoch oben trug, die Straße hinaus, die am Flußufer an den Fuß des Berges führte. Er hatte die Brücke zu paſſieren. Es wäre eine Unzahl von Erinnerungen bereit geweſen, ſich von dieſem altbekannten Weg, auf dem jedes Haus und jeder Baum Kinder- und Jugendzeit grüßte, auf ihn zu ſtürzen. Er aber ließ es nicht zu. In heißem Schritt malte er ſich vor, wie er nun den Berg hinaufeilen würde, keuchenden Atems, wie er über die letzten Wieſen zum Haus hinanſtrebte, dann eintrat, dann an Mutters Tür klopfte, dann . . .

Das Herz raſte ihm.

Da, jenſeits der Brücke, trug eine Mauer ein großes Plakat. „Drahtſeilſchwebebahn nach St. Euſeb. 1440 m über dem Meer. Fahrzeit 21 Minuten.“ . . . Johannes ſtoppte. War das wahr? In einundzwanzig Minuten?

Er ſetzte ſich auf die Flußmauer. Alſo in einundzwanzig Minuten im Hornewald! . . Aber das konnte nicht wahr ſein!

„Sie,“ . . . ein Bauer kam vorbei, . . . „geht die Bahn wirklich?“

Der Bauer blieb bedächtig ſtehen, nahm die Pfeife aus dem Mund und nickte, ohne zu antworten.

„Und der Bahnhof, . . wo iſt denn der Bahnhof?“

Der Bauer deutete mit der Pfeife nach einem rotbedachten Haus hinauf, das ein Stück ober dem Uferweg ſtand und wahrhaftig wie ein Bahnhof ausſah, und ging weiter.

Nun rannte Johannes. Es waren nur fünf Minuten. Er wußte es nicht, daß ſein verſtörtes Geſicht lächelte. Aber, als er in den Bahnhof eintrat, lächelte es wirklich. Und wirklich, da, auf dem offenen Platz, von dem man aus die Hälfte der ſchnurgeraden und turmſteilen Seiltrace überblickte, knapp unter dem ſurrenden Lauf des Seils, ſtand der Stationsvorſtand und ſchaute wichtig und geſchäftig aufwärts. Und aus dem Guckkaſten der Wand, in der das Seil einlief, lugten die Maſchiniſten, und über einem Bretterverſchlag ſtand „Kaſſa“, und ein Dutzend wartende Touriſten, auf den Bänken rundum ſitzend, waren auch da.

„Wann geht der nächſte Waggon?“ fragte Johannes.

Der Stationsvorſtand blickte zuerſt ihn an, dann den Kutſcher eines großen, ſchwarzen Wagens, der vor der Kaſſa wartete; dann blickte er aufwärts. Oben, am Seil, etwa vierhundert Meter über dem Perron, kam ein Waggon langſam abwärts. „In zehn Minuten," ſagte er nun, „ſobald der Waggon dort oben da iſt."

„Ah, dieſer Waggon kommt herab?"

„Ja, dieſer Waggon kommt herab!" . . .

Johannes ſetzte ſich auf einen Stuhl mitten in den Perron. Auch die Touriſten ſtellten ſich nun ſo, daß ſie ſtändig den Waggon, der langſam abwärts ſchwebte, im Geſicht behielten. Und auch vier oder fünf Beamte, die faſt wie Bankdiener ausſahen, nahmen den Waggon aufs Korn. Das alles bemerkte Johannes nicht. Er war müde, todmüde, und trotzdem fiebrig erregt. Bald ſah er hinauf in den Kaſtanienwald, durch den die Trace lief, dann hinüber, oſtwärts, nach Ranigl, dann rechts nach dem Weſtenberg, und immer, obwohl je und je von fröſtelndem Schauer gerüttelt, lächelte er, und ſo, wie Verzweifelte ein Gebet hundertmal in der Sekunde wiederholen, dachte er die nämliche Vorſtellung hundertmal in der Sekunde durch: in zehn Mi-

nuten fahre ich ſchon, immer höher, immer höher geht's, dann kommt der Larinwald, dann der Holzapfelwald, dann der Hornewald, . . und dann ſpringe ich die Wieſen hinauf, ins Haus hinein, poche an Mutters Tür . . .

„Fahren Sie mit dem Wagen etwas weiter hinab!" ſagte der Stationsvorſtand jetzt zum Kutſcher.

Die Touriſten ſchwiegen, blickten einander an, blickten auf die Bankdiener, die den Wagen abwärts ſchoben. Einer ſagte dann: „Gerade ſehr einnehmend iſt es eigentlich nicht, eine ſolche Begegnung zu haben; bevor man das Leben riskiert, da hinauf!"

Und drei von ihnen ſtanden nun kurzwegs auf, lächelten blöd und verließen den Perron.

„Aha," ſagte der Stationsvorſtand, „denen war's peinlich."

Der Waggon war nun ſchon ganz deutlich erkennbar. Er ſchwebte langſam abwärts und wurde ſtets größer. Vorne hingen Blumenkränze, Tannenreiſig und Alpenroſen weit über die Unterkante herab, und irgendwo drinnen, . . denn man ſah durch die ausgehängten Fenſter ganz gut in das Innere hinein, . . brannte ein

Licht. Und etwas Schwarzes war drinnen, etwas, was, wenn die Sonne daraufſchien, glitzerte, dann wieder tiefdunkel wurde, und als der Waggon noch tiefer ſank . . er hing keine dreißig Meter mehr über dem Perron, . . gewahrte man hinter dieſem ſchwarzen Etwas einige Geſichter, und auch um dieſe Geſichter war alles ſchwarz.

„Anſtellen!“ ſagte der Stationsvorſtand laut; und gleich darauf ſagte er leiſe zu Johannes und den anderen Fremden: „Vielleicht gehen die Herrſchaften, wenn's Ihnen angenehm iſt, unterdes in den Warteſaal hinein. In fünf Minuten iſt alles vorbei. Wir hängen auch einen anderen Waggon ein.“

„Was iſt denn los?“ fragte Johannes verwundert, während die Fremden wahrhaftig abzogen, und die Diener ſich unterm Seil aufſtellten, denn eine Glocke läutete jetzt.

„Eine Leiche kommt,“ antwortete der Stationsvorſtand.

„Eine . . . Leiche?“ Johannes blickte ihn dumm an.

„Da,“ . . . der Stationsvorſtand machte eine Armbewegung nach den Dienern und nach dem

Waggon hin, der über den letzten Durchgangspfeiler lief, . . . „Sie sehen ja!“

Johannes war aufgestanden. Er hatte den Waggon nun knapp vor sich, etwa auf zehn Meter. Also eine Leiche! Freilich! Jetzt verstand er! Das Schwarze, die Blumen, das Licht, ... die schweigenden Fremden, und die „Konkordia“-Leute! . . . Vielleicht war die Försterin gestorben! Oder der Doktor! Oder . . . der Pfarrer. Oder . . war das Gesicht da drin, . . . war dies Gesicht . . . etwa seines Vaters Gesicht?

Wie ein Kreisel drehte er sich um und griff dem Stationsvorstand in den Leib. „Sie . . . . ist das vielleicht . . . ist das vielleicht . . .“

Der Stationsvorstand schrie ihn zornig an. „Die Frau von St. Eusеb oben ist's!“ Zum Maschinisten zurück: „Bremse! Halt!“

Johannes stand wie ein Stein. Aus dem verschwingenden Waggon stieg ein junger Mann, schwarz, ein Mädchen, schwarz, noch ein Mädchen, schwarz, die Diener liefen herzu, wollten in den Waggon hinein, der Stationsvorstand salutierte, denn jetzt stieg noch ein alter Mann aus, auch schwarz . . . da gellte ein Schrei. „Vater . . .!“

Wie vom Blitz getroffen erſtarrten ſie alle.

„Vater!“

Und nun ſah der alte Herr ſeinen Sohn!

„Vater . . iſt es . . die Mutter?“

Die ſchwarzen Mädchen, totenbleich, der ſchwarze Bruder, totenbleich, ſcharten ſich entſetzt, abwehrend, faſt wild, faſt tieriſch um den totenbleichen alten Mann.

„Vater . . iſt's die Mutter?“

Die ſchwarze Gruppe verſtrickte ſich wie im Krampf, löſte ſich wie im Wahnſinn wieder auf, ihre Mienen ſchrien und beſänftigten zugleich, . . da ſtand der Sarg auf der Erde.

„Vater . . .“ Johannes ſtand ihm, an allen Gliedern ſchlotternd, vor dem weißen Bart . . . „Vater?“ . . .

„Ja!“ ſagte nun der alte Mann. —

Und da, kaum, daß der Zitternde dies „Ja“ gehört hatte, geſchah das Schreckliche: er warf ſich wie mit Rieſenkräften, wie ein Rieſe ſo wild über den Sarg, hieb die Diener nieder, ſchaffte ſich alle, die wehren, ſchreien und ſchlagen wollten, vom Leib, packte den Sarg mit wundertätigen Armen, hob ihn, preßte ihn an ſich, trug ihn an ihnen vorbei, vor ihnen her,

abwärtslaufend, immer tiefer niederlaufend, raſend, ſo daß ihn niemand einholen konnte, und bald auch niemand mehr einholen wollte, und ſtand endlich, mit hochrotem Kopf, der vom ſchwarzen Sarg ſeltſam abſtach, am Ufer des Fluſſes. Ein fluchender Schrei fuhr aus den ſtarr in die Halde Gebannten, der ganze Berg ſchien zu ſchreien, um Hilfe, . . in dieſem Augenblick ſtürzten Sarg und Sohn klatſchend in die reißenden Wellen des Fluſſes.

* * *

Noch eine Stunde ſpäter, noch zwei, noch drei Stunden ſpäter ſtanden vier ſchwarze Menſchen oben auf dem Ufer des Fluſſes. Schwiegen, glotzten bewegungslos hinab, in die reißende Flut, durch deren Giſcht und Strudel kein Auge zu dringen vermochte, und noch bei Einbruch der Nacht ſtanden ſie ſo. — Als, noch ſpäter, in der Stadt drüben die Lichter aufglühten, kam ein Mann herbeigeſprengt, ſtieß die Starren in wilde Erwartung auseinander und ſagte: „Die Fiſcher von St. Jakob haben ſie vorübertreiben geſehen, . . unten in der Au! Aber es war nichts zu machen . . . er hat ſie nämlich im Arm!“

Das Champagnermädel.

Als Jaques Colobras vernahm, im Mai käme das Kavallerieregiment her, erwachte in ihm der Geſchäftsgeiſt. Er ließ ſich von den Philiſtern, die vor jedem Riſiko klein wurden, nichts dreinreden, trennte ein Lokal in ſeinem Kaffeehaus ab und richtete es zur Bar ein. Sodann gab er in die drei Lokalblätter eine große Annonce mit vielen Schreibfehlern, und da ſtand über der beſcheidenen Ankündigung von Bodegaweinen, Likören und Brötchen in protzigen Lettern die Attraktion: Champagner jeder franzöſiſchen Sorte, das Glas eine Krone!

Jaques Colobras war ein zu gewandter Mann, als daß er nicht bedacht hätte: da gehört ein ſauberes Mädel herein! Und in dieſer Beziehung war es ein Glücksfall, daß eines Tages, gerade als er die eingegangenen Photographien mehrerer Bewerberinnen anſah, ein Mädel ins Kaffeehaus hereinfand. Jaques Colobras läßt den Zwicker fallen, denn das Mädel, es iſt wohl vom Lande, tritt ſchüchtern näher, — und wie ſie ſo ganz herankommt, gibt es ſeinen Augen einen Ruck! Sie drehen ſich nach links, nach rechts, nach oben, nach unten, ſie umzirkeln das Mädel,

halten es endlich feſt, — und dann lachen ſie. „Donnerwetter!“ lachen ſie.

Und die Bar war fundiert!

Loza, das Mädel, war im Anfang verzagt. Sie fürchtete, es könnte ſie einer der vielen Offiziere, die von der früheren Garniſon aus tagtäglich an der Piſtyaner Schänke vorbeigeritten waren, erkennen. Aber, als ſie keiner erkannte, auch der nicht, um deſſentwillen ſie der Annonce Jaques Colobras' gefolgt war, und nur alle ſie mit demſelben Donnerwetter-Staunen anſchauten, mit dem Jaques Colobras ſie entdeckt hatte, wurde ſie ruhig und übernahm voll Hoffnung ihren Dienſt.

Die Sache ging vorzüglich ſchon nach einem Monat. Colobras, der ſeit der Ankunft des Regiments einen Gehrock trug, und dem ſämtliche Offiziere bereits erklärt hatten, das ſei eine vorzügliche Idee geweſen, ohne die Bar könnte man in dem Neſt überhaupt nicht leben, ſtrahlte vor Vergnügen, wenn er ſo aus dem Kaffeehaus herüberging und die Bar voll von blauen Bluſen fand; und er verbeugte ſich dann und marſchierte mit einem Gemurmel innigſter Sklaverei zum Oberſten hin und vom Oberſten zum

jüngſten Leutnant, um ſeine Pflicht nach oben und unten zu erfüllen, und gegen Mitternacht, wenn der letzte Gaſt, der ſtets betrunkene Rittmeiſter Falk, abgezogen war, klopfte er der Loza väterlich auf die Schulter.

Die Sache nahm aber auch ihre Entwicklung. Die gemeinſamen Zuſammenkünfte der Offiziere in der Bar hörten nach und nach auf, denn jeder hatte nach längerem Verſuchen, und im ſtillen Einverſtändnis der anderen, ſich eben ein Stündchen herausgefunden, in dem er mit der ſchönen Loza allein ſein konnte. Da dieſer Turnus dem Geſchäft keinen Eintrag tat, machte das Herrn Colobras nichts, und da der Rittmeiſter Falk, der abends gegen neun kam, ohnedies immer allein ſaß, weil keiner mit ihm ſitzen wollte, machte es auch der Loza nichts. Im Gegenteil, ſie erfaßte, daß es zweckmäßig ſein müßte, alle zugleich, und womöglich den einen eiferſüchtig auf den anderen, und keinen bevorzugt, zu Freunden zu haben, damit Jaques Colobras zufrieden war, — denn von dieſer Zufriedenheit hing ihr Bleiben in der Bar, und von dieſem wieder ſie ſelber ab.

Dieſem Gedanken folgend, benahm ſich die

Loza, und das war nicht leicht. Denn der Oberſt zum Beiſpiel war ein gemütvoller, der Major ein gewalttätiger Junggeſell, und auch von den Jungen hatte jeder ſeine ſeeliſchen Eigenheiten. Es belagerten ſie alle, aber während es der eine mit lauer Geduld, der andere mit heißem Temperament tat, das auch über den Buffettiſch ſpringen konnte, tat es der dritte mit Grazie. Jedoch paßte ſich die Loza ihnen allen an, ihr Lachen, halb jungfräulich, halb kokett, erfreute jeden, und jedem zeigte ſie ihre ſchlanke und zugleich volle Geſtalt mit ſolcher Anmut und Innigkeit, als verſpräche ſie gerade ihm: d i r werde ich gehören! — um ſich dann geſchmeidig und kindlich zurückzuziehen, als fürchte ſie ſich vor einer ſüßen Verführung, zu der ſie den Rechten aber noch nicht gefunden hatte.

Und dazu war ſie von einer erfriſchenden Luſtigkeit, die ſo gut zu den champagnerreichenden Armen paßte und den Trinker wie Frühlingsluft umſchaukelte, und von einer ſeltſamen Weichheit in Wort und Gebärde, — und all dies zuſammen trieb die Offiziere ſo fleißig in die Bar, wie Fromme in die Kirche, obwohl keiner etwas bei der Loza erreichte.

Darüber nun beredeten ſie ſich trotz der ge-

trennten Belagerungen doch gegenseitig, denn sie verstanden diesen elfenbeinernen Turm nicht, und suchten nach Gründen. Vielleicht war sie verlobt, vielleicht war sie dumm, vielleicht nur berechnend? Jedenfalls einigten sie sich, als kein Grund Stich hielt, darin, daß sie gegen den Herbst hin erklärten: sie ist ein Rätsel! Und während der Oberst das in seinem sonoren Baß, der Major mit einem Fluch und die anderen mit nachsichtigem Unmut, der der Zukunft nichts vorwegnahm, sagten, — seufzte es der Leutnant Litz, der die Loza liebte, mit Poesie: sie ist ein Rätsel!

Sie lösten es auch nicht. Denn, wie gesagt, mit dem Rittmeister Falk, der aus dem Delirium nie herauskam und auch in anderer Beziehung ein Aufgegebener war, setzte sich keiner in die Bar! Und so sah es auch keiner, wie die Loza jeden Abend, gegen neun Uhr, ein Fieber bekam, das ihr die Augen glänzend und die Wangen rot machte, und wie sie wartete, die Hand auf dem Busen, — und wie sie plötzlich bleich wurde, bleich wie Marmor, wenn der Rittmeister Falk hereinstolperte.

Schon an seiner Uniform merkte man es:

der zählt nimmer! Schlampig war ſie, und ſein rotes Geſicht war unraſiert und ſeine Hände waren ungepflegt, und wenn er ſo daſaß, in der Ecke über dem Glaſe, ſtierten ſeine Augen ins Leere hinein wie die Augen eines Ertrunkenen.

Faſt gemein ſah er aus. Aber die Loza, die ſeit langem Tag und Nacht darüber nachſann, warum gerade d e r die Macht über ſie errungen hatte, — ſobald er daſaß, vergaß ſie die Frage. Da ſaß auch ſie ebenſo ſtumm und bewegungslos wie er, und nur wenn ſein Glas leer war, ſtieg ſie ſtill herab, nahm es fort und füllte es wieder. Abend für Abend.

Und jeder Tag, an dem ſie ſich heiter wehren mußte vor den immer deutlicher werdenden Attacken der anderen, war nur zu leben als wartende Freude auf den Abend, — und jeder Abend wühlte dann in der hilfloſen Bruſt nur Schmerz, Schmerz und Ohnmacht auf bei jedem neuen Glaſe, das der Stierende trank.

Er merkte nichts. Er hatte niemals ein Wort für ſie, er ſah ſie gar nicht. Nicht den glühenden Glanz der Augen, die Stunde für Stunde mit einer wehen Angſt an ihm hingen, ſah er,

nicht das Beben des Körpers, der ſich in den ungerufenen Kräften ſeinetwillen peinigte, nicht die rührende Sorgfalt, die jeden ihrer Dienſte verklärte, nicht das brennende Mitleid, wenn er nach dem neunten Glas Sekt plötzlich zu fluchen begann, wild, zügellos, zotenhaft, — und nicht das verzweifelte Entſetzen, wenn er gegen elf Uhr das Sektglas beiſeite ſchob und heiſer rief: „Whisky!“

Dann wurde die Loza wunderſchön. Erſt, wer ſie da ſah, verſtand, warum Jaques Colobras' Bar ſo gut ging, denn nun ſtand ſie groß da in ihrem ſchwarzen Kleidchen, das nur ein himmelblaues Seidenleiſtchen unterm Kinn putzte, und die ſchwarzen Zöpfe im Hinterkopf ſchienen ihr unendlich wehzutun, und die Augen wurden dunkel wie Nacht.

Und dann ging ſie und ſchenkte ein.

Jeden Abend das Gleiche! Jeden Abend, — wenn ihn der Whisky genug brannte, ſtieß er ihr das Geld hin und ſtolperte, ohne ein Wort zu ſagen, zur Türe hinaus. Und jede Nacht weinte ſie. Sie ſah da, bebend im Schluchzen, das verlotterte Leben, an dem jeder vorbeiging wie vor etwas Schmutzigem, und ſtarrte in das vertrunkene Geſicht. Aber auch in jeder Nacht

ſah ſie ihn vorreiten vor der Piſthyaner Weinſchänke, hinter deren Fenſter ſie, betäubt von etwas Schrecklichem, ſitzt. Sie ſitzt da, — da kommt ein Reiter zur Türe herein, es iſt mitten im Winter, und in ſeinen beſchneiten Armen trägt er das Kind. Ein Säugling iſt es, — er habe es auf der Straße aufgeleſen, es ſei ein Skandal, ſo ein armes Wurm in den Schnee zu werfen, — und mit den paar fremden Wörtern, die er kann, rennt er im Hauſe umher und hat immer noch das beſchneite Kind auf dem Arm.

Und dann ſetzt er ſich zu ihr, denn ſie weint, und ſie ſtammelt, ſie wolle das Kind einſtweilen aufnehmen, ſie werde fragen, wem es gehöre, — und wirft ihr eine Banknote hin, „denn was wird aus dem armen Haſcherl?“ ſagt er faſt weich, und wird rot wie ein Kind, „wenn man es jetzt ſchon verläßt?“

Jede Nacht ſah ſie das wieder, die Loza, und hörte, wie er ſagte, ja, ſo gehe es zu, da gibt es Mütter, die ihre Kinder wegwerfen und dann, — dann ſind auf einmal Lumpen und Galgenſtricke und — Säufer und ſo weiter in der Welt!

Und das richtete ſie ſtets wieder auf. Das

durchflatterte ihr den Tag mit Hoffnung, das trieb ihr jenes heiße Glühen in die Augen, vor dem Leutnant Litz ſchmachtete und das die Geſichter der anderen in ſiedendes Begehren tauchte, das kecke Worte hervorzog und den Sekt aus den Flaſchen zauberte, — und das ſie eines Abends waghalſig machte, zum Starren hinzutreten und zu ſagen: „Herr Rittmeiſter, ich bin die von der Piſtyanerſchänke, — die, — von dem Kinde, — das Kind iſt, — Herr Rittmeiſter — es iſt geſtorben —“ und ſie wollte hinzuſetzen: „Aber Sie, aber Sie, Sie müſſen für ſich ſorgen, Sie müſſen das Trinken laſſen, —“ ſie wiſſe ja alles, ſie wiſſe genau, wie es mit ihm gekommen war —

Aber der Rittmeiſter hatte ſie blöd angeſchaut, er wußte nichts. Und da waren ihr die Tränen aus den Augen gefallen.

Und doch ließ ſie nicht nach. Sie wagte es, ihm drei Wochen lang keinen Whisky zu geben, „er iſt noch nicht gekommen, Herr Rittmeiſter,“ ſagte ſie, und für den Rum bereitete ſie zwei Gläſer vor, die halb mit Waſſer gefüllt waren, und in den Sekt goß ſie Gießhübler.

Und wenn es ſich traf, daß er ein paar Tage

nicht kam, dann überfiel ſie die Angſt, er ſei geſtorben. Dann wartete ſie, — es kam dies alle paar Monate vor — mit geknechteter Bruſt und lief wie eine Irre umher, und es war unbegreiflich, daß die Offiziere das nicht merkten. Sie war wie abweſend und dachte nur Eines: wo iſt er? — und wurde mutiger, wenn der junge Litz kam, denn dann konnte der Rittmeiſter nicht geſtorben ſein, und goß den Jubel dieſer befreienden Entdeckung über ihn aus. Aber, wenn es länger als eine Woche dauerte, daß der Rittmeiſter fernblieb, dann ſuchte ſie krampfhaft nach Mitteln, von ihm zu hören. Sie wußte mit der Frau bekannt zu werden, bei der er wohnte, und ſeinen Burſchen in die Bar zu locken; da, er ſolle nur auch einmal einen feinen Wein trinken! ſagte ſie zum Burſchen und reichte ihm ein Glas Sherry, — und nun ging ſie wie eine Katze um den Brei herum, bis ſie endlich beim Rittmeiſter war. Aber der Burſche trank wohl noch ein zweites Glas, — ſagen jedoch wollte er nichts. Der Herr ſei krank, das ſei ſeine Krankheit, ſagte er, und lachte vielſagend über das dritte Glas hin.

In ſolchen Tagen war es der Loza ſchwer, wenn die anderen kamen. So blind vor Angſt

war ſie und ſo wirr vor entnervenden Worten, daß ſie gar nicht merkte, wie wenige ihre Gäſte geworden waren.

Aber, wenn er wieder kam, der Rittmeiſter, blaß, aber mit helleren Augen, faſt aufgeräumt, dann war alle Bangnis vergeſſen. Dann flammte die Hoffnung neu auf, der Eifer, ihn zu retten, machte ſie wieder friſch, und ihr Geſicht hatte den Schimmer eines innigen Glücks. Und dann konnte ſie ihm trotz aller Schwüre auch keine Bitte abſchlagen, denn an ſolchen Tagen ſchaute er ſie ſogar lieb an, und als ob ein heißer Wunſch auf ſeinem Herzen läge, konnte er ſagen: „Mädel, — heut' einen ordentlichen Whisky!"

Und an einem ſolchen Tage erlebte ſie auch die Freude, daß ſie ihm den Veilchenſtrauß zu geben wagte, den ſie an der Bruſt trug. Und wie er nun erſtaunt, mit faſt erſchrecktem Blick zu ihr aufſchaute und endlich zögernd die Blumen nahm, wie ein Bettlerkind Zuckerbrot, bemerkte ſie: ein Knopf an ſeiner Uniform war abgeriſſen. Und ſie war mutig, ſie ſtand vor ihm, — ob ſie den Knopf annähen dürfe? Und wieder ein erſchrecktes Erſtaunen auf ſeinem Geſicht, — und dann ſtreckte er die Hände weit nach rückwärts

aus, damit er ſie nur ja nicht berühre, wenn ſie da ſtand und nähte.

Und überhaupt, an ſolchen Tagen war es wie eine leiſe Geneſung. Da las der Rittmeiſter Zeitungen, er hatte einen leichteren Schritt und konnte auch reden. Aber jedesmal, wenn die Loza, glückſelig darüber, ſchon zu glauben wagte, nun wäre es die Umkehr, — kam er nächſten Abend wieder dunkeln Geſichts in die Bar, ſtierte aus der Ecke hervor und begann plötzlich zu fluchen. Und dann verlangte er von Neuem „Whisky", — und es war alles wieder wie früher.

Gegen Weihnacht war es, vielleicht, dachte Loza, bringt ihn das Feſt zur Beſinnung, — da kam Colobras in die Bar geſtürzt. Denn es war kein Zweifel mehr, mit der Bar ging es abwärts. Die Offiziere waren ins Kaffeehaus übergegangen, ſie hatten den Champagner ſatt bekommen. „Sie iſt ein Luder!" ſollte der Major geſagt haben, und die Jüngeren waren zur Einſicht gekommen, der Sekt rentiere ſich unter ſolchen Umſtänden nicht. Und die Philiſter, die ſchon anfangs Jaques Colobras abgeredet hatten, die kamen nun, ja, hätten ſie es

nicht gleich geſagt, ſo ein Geſchäft und ſo weiter, — und das eröffnete Colobras der Loza.

Sie erſchrak. Sie wurde erdfahl. Denn zu allem anderen kam nun noch das: die Bar geht zugrunde!

Sie ſuchte zu beſchwichtigen: es ſei ja der Leutnant den ganzen Tag über und der Rittmeiſter die ganze Nacht da. Aber Colobras war prompt: Die machen den Hafer nicht fett, und das komme natürlich von dem Hochmut einer Dahergelaufenen, die nicht weiß, was Geſchäft iſt.

Sie geriet in eine fürchterliche Erregung. Sie ſah den Tag, — vielleicht iſt es ſchon morgen? — und ſie wird hinausgeworfen. Und es kommt eine andere, und der Rittmeiſter, — denn nun ſchaut niemand mehr auf ihn! — nun geht er zugrunde!

Sie verſuchte, zurückzugewinnen. Sie ſtand oft vor der Bar, ſie m u ß t e n ja vorbeikommen, und da wollte ſie Alle recht verführeriſch anlachen. Und ſie kamen auch vorbei, „Servus Lozerl!“ riefen ſie und gingen ins Kaffeehaus.

Da ergriff ſie ein anderes Mittel, — das ſtand ja in ihrer Macht, — ſie legte aus ihren Erſparniſſen und Trinkgeldern Geld in die Kaſſe, kro-

nenweiſe, tagweiſe, und wenn ſie mit Colobras abrechnete, waren es nun ſechs Herren, ſieben Herren, die dageweſen waren, — „heute ging's gut!“

Aber Colobras hatte jedenfalls Abſichten, das merkte ſie; und da entſchloß ſie ſich, dem Leutnant Litz, der der Bar geblieben war, die Treue zu lohnen, und ließ ſich eines Abends von ihm küſſen.

Aber gerade an jenem Abend blieb der Rittmeiſter aus. Sie hatte ſich zugeſchworen, heute ſage ich's ihm: „Sie müſſen ſich zuſammennehmen! Bitte, bitte, bitte“ ſage ich ihm, denn wer weiß, wie lange ſie noch da war! Und da kam er nicht!

Und nächſten Tages kam ſogar der Leutnant nicht! Alſo war auch das umſonſt? Nun verwirrten ſich ihre Gedanken, in ihrem Hirn ging es wild um, Angſt war hier, Angſt war dort, wo hatte dies Herz einen Troſt?

Den Mittag wartete ſie ab, ſie glaubte, nicht länger warten zu können. Und als auch am zweiten, am dritten Tag niemand kam, hielt ſie es nicht mehr aus. Sie trat auf die Gaſſe hinaus,

da war wenigſtens Luft. Es gingen Menſchen vorüber, da linderten ſich die ſchweren Gedanken. Der Bürgermeiſter ging vorbei, er hatte einen Zylinder auf. Und weit unten in der Gaſſe trat der Oberleutnant Juge aus einem Hauſe. In Parade. Es iſt alſo vielleicht der General da? Oder der Korpskommandant?

Ein bißchen ermutigt ging ſie dem Hauſe entlang und trat ins Kaffee. Vielleicht war einer dort, und ſie konnte etwas hören? Aber es war keiner da. Und wieder ſchnürte ſich ihr die Bruſt zu, und ſie ging, ſo aus Verlegenheit, an den Zeitungstiſch und nahm eine Zeitung. „He, Fräulein?“ lachte einer aus der Ecke, und da kehrte ſie ſich um, es war ja notwendig, zu antworten, und dabei blätterte ſie in der Zeitung — und ließ plötzlich die Zeitung fallen.

Totenbleich kam ſie in die Bar zurück. Sie ſetzte ſich auf ihren Platz; ganz ruhig tat ſie das. Es war mäuschenſtill in der Bar. Starr blickte ſie zur Tür hinaus. Gegenüber, an der Straße, war ein Uhrmacherladen. Ein Uhrenſchild hing darüber. Dieſe Uhr las ſie nun ab. Ein Fiaker fuhr durch die Gaſſe, es ſaß der Reiſende darin, der gerufen hatte: „He Fräulein!“

Ein Hund kam gelaufen, es war ein Pudel, der eine ſcharlachrote Quaſte trug, ein Mann —

Loza ſprang auf! Die Gläſer klirrten, das Eis in den Kübeln raſchelte. Mitten im Zimmer ſtand ſie mit ſchreckſtarrem Geſicht. Das Ohr, verzweifelt, nichtglaubenwollend, horchte nach der Straße hin.

Wahrhaftig, die Muſik kam näher. Zuerſt war ſie nur ein Hauch geweſen, eine Welle; nun kam ſie, von der Leichenkapelle ausgehend, näher. Immer deutlicher wurde ſie, ſie ging langſam, über den unteren Stadtplatz, in gemeſſenem Trauermarſch. Hinter einem Sarg, von dem herab ein paar ſchäbige Kränze hingen. Und das verzweifelte Ohr fing ſie auf, und ſie lief vom Ohr hinauf in das Auge, das Auge ſah den Sarg ſchreiten, im Takt der Muſik, — der Sargdeckel hob ſich, die Blumen fielen auf die Erde, der Deckel fiel auf die Erde, da lag ein Geſicht —

Loza ſchrie auf! Sie ſchrie!

Sie rannte im wahnſinnigen Wirbel im Zimmer umher, links, rechts, immer wieder; ihre Bruſt war wild, ihre Hände zerriſſen ein Glas, das Blut lief über die Finger herab, die Zähne

ſchauten aus dem Munde wie eine gräßliche Läſterung. Und als das nicht half, das brennende Toben zu töten, warf ſie ſich über den Tiſch, legte den Kopf darauf und hielt ſich die Ohren zu.

Aber die Muſik hörte ſie doch! Das Geſicht ſah ſie doch! Sie hörte den Schritt der Soldaten, das Tanzen der Pferde auf dem Kugelpflaſter, — plötzlich ſchnellte ihr Kopf in die Höhe und ſchaute hinüber nach jener Ecke.

Einen Augenblick lang ſchaute er ſo. Dann wurde er unruhig. Etwas Tröſtendes machte ihn lächeln. Ja, er lächelte, — und wandte ſich ab. Und in einem einzigen Sprung ſchnellte die Geſtalt nach vorne, die zitternde Hand griff nach der Flaſche im Eiſe, gießt haſtig ein Glas voll, reißt es zum Munde, reißt es wieder zurück, gießt es wieder voll, hebt es wieder empor, trinkt noch einmal, dreimal — viermal — fünfmal — —

— — —

Der Leutnant Litz fand, als er nach dem Begräbnis des Rittmeiſters kam, das Mädchen in einer Woge ſeligen Lachens. Es ſaß in der Ecke und hob ihm das Sektglas entgegen, — und als er nähertrat, in überſchneller Bereitheit,

ſtellte ſie das Glas nieder und ſchien ſich beſinnen zu wollen. Aber nun beſann er ſich nimmer, und nahm die Loza. —

Und den Morgen darauf ritt er fröhlich in den Wieſen vor der Stadt, ſie begannen ſchon ein bißchen grün zu werden, der Frühling war nahe, — und in ſeiner jungen Lebensluſt riß der Reiter die Mütze herab, gab dem Pferd die Sporen und lächelte ſtolz: „Perseveranter!“

Er wußte natürlich nicht, daß gerade um dieſe Stunde die Leiche der Loza den Fluß hinabtrieb.

Funke des Göttlichen.

An der Landſtraße, zwiſchen Firlen und Bachlink, und von jedem zwei Stunden entfernt, ſtand das Häuschen der alten Ott Keiler. Das heißt, Häuschen war es gar keines, ſondern eine Hütte mit zerfetztem Schilfdach, und darunter zwei ſchiefen Kammern, einer finſteren Küche und dem ungeheuer ſchmutzigen Ziegenſtall. Als die Ott Keiler noch nicht blind war und ihr Bartholomäus noch die Fähre über die Wara trieb, die da zwiſchen Landſtraße und Hügel durch die Auen rann, hatte die Hütte ringsumher auch ein Gärtchen gehabt mit ein bißchen Salat, ein paar Sonnenblumen und Blitzglaskugeln. Dieſes Gärtchen aber war vom Tod, der den Fährmann in die Wara ſtieß, von der nachher geſchehenen Geburt der blödſinnigen Vija, und der Blindheit, die eines Tages über die Ott Keiler niederfuhr wie eine ſchwarze Hand Gottes, endgültig weggefegt worden.

In dreißig Jahren verändert ſich vieles, die Ott Keiler klagte um dies Gärtchen ſchon lange nicht mehr. Sie war zur ſtumpfen Ergebung gelangt: ſo geht es, ſteckte monatlich die Gemeindeunterſtützung ein, und ſchlief viel. Die

Vija aber, die nur lallen konnte, brauchte nichts als einen Haufen Sand auf dem Tiſche, denn das war ihre Beſchäftigung: ſie füllte vom Morgen bis Abend Sand in einen Teller, krabberte mit den Fingern darin, und ließ ihn dann grinſend in den Schoß rinnen.

Beſuche gab es außer dem üblichen Volk der Landſtraße, das gerne den Stall beſchlief, nur von zwei Seiten. Von Bachlink kam alle Donnerstag der Salmer. Der fuhr von Bachlink mit der Krämerfuhr nach Firlen, und es war an ſeiner ſteten Betrunkenheit gelegen, daß er bei der Hütte, aus der blödäugig die Vija ſtierte, ſtets Halt machte. Er trat zwar nicht herein, ſprang aber vom Bock und warf eine Handvoll Roſinen oder Kletzenbrod ins Fenſter und lachte gemein, wenn die Vija nun klatſchte.

Der zweite Beſuch kam von Firlen. Jeden Samstag. Das war Herr Joſef Meyer, Präſes des Vereins zur ſittlichen Hebung Verwahrloſter in Firlen. Den Fall Keiler hatte er ſich vorbehalten, er berichtete in der Sonntagskonferenz über die jeweiligen Erfolge, die er erzielt zu haben glaubte, und pflegte zu ſagen: „Gradatim! Gradatim!“ Denn die Alte, der der Stumpf-

ſinn nur eine Begierde übriggelaſſen hatte, die nach Kaffee und Bärenzucker, lohnte ihm dieſe Artikel mit ſcheinheiliger Zuſtimmung, wenn er ſie beſchwor, an ſeiner Hand aus der Vertierung aufzuſtehen, und die Vija vergalt ihm den Fanatismus, ihren ſchlummernden Geiſt ans Licht zu ziehen, mit einem eigentümlich kitzelnden Streicheln ſeiner behaarten Hände.

Herr Joſef Meyer war ſomit das Einzige, worauf die Ott Keiler und die Vija die Woche über mit wachhaltendem Hunger warteten. Stumm ſaßen ſie von Sonntag bis Freitag in der Hütte, nur gegen Abend brach das eigentliche Laſter der beiden unfehlbar aus: in einem plötzlichen Wutanfall ſchlug die Alte mit der Krücke auf die Blödſinnige los, weil ihr das Geräuſch des ſeit Morgen rinnenden Sandes auf einmal das Bewußtſein ihres viehiſchen Lebens aufbrachte, und das Mädel warf ſich dann baumſtark auf die Blinde und preßte ſie wieder ſtumm. Samstags aber, da ſetzte die Alte ſchon in der Frühe ein gottgefälliges Geſicht auf, ſie roch den Kaffee aus der noch zwölf Stunden entfernten Taſche des Vereinspräſes, und Vija, gebiſſen von einem dunkeln Jucken des Blutes, ſchlich gegen

vier Uhr hinaus auf die Stiegenleiter und wartete auf der oberſten Sprüſſel.

Das war jeden Samstag dasſelbe. Einmal aber, im Juli, hatte der Salmer eigentümlicherweiſe ſeine Fuhre um zwei Tage verſpätet, und als die Vija, die um vier Uhr die Leiter krachen hörte, eilig aus dem Türrahmen ſchoß, nach der Hand des Präſes vermeintlich — ſprang der Salmer teufelrot mitten in ihre Enttäuſchung.

Es dauerte alles nur ein paar Minuten. Der Salmer war wie ein brüllender Stier, die keuchende Wehr der Ueberfallenen biß in ſein beſtialiſches Geſicht, ihre Gabelhände riſſen ſein Hemd in Fetzen, — und als er wieder vor den aufgejagten Gäulen ſaß, geduckt wie ein getretener Hund, und die Vija ſich aus der Niederlage aufrichtete, erwachte die Alte.

Die erfuhr auch nachher nichts davon, denn die Vija konnte ſeit dieſem Tage nicht einmal mehr lallen. Und deshalb kam der Salmer auch nicht vors Gericht. Er machte zwar bis in den Dezember hinein einen feigen Kreis um die Hütte, als aber auch nach Neujahr kein Gendarm erſchien, nahm er wieder den alten Weg bei der Hütte vorbei, allerdings bei Nacht.

Der Präſes Meyer merkte es erſt im Oktober. Es war ihm wohl aufgefallen, daß die Vija immer grinſte, oft mit ſchreckweitem Mund und glotzigen Augen daſaß, und dann ihre ſtreichelnde Hand plötzlich von ſeinem mildtätigen Arm riß. Erſt im Oktober fielen ihm die Schuppen von den Augen, und da ſchaute er ſie wie ein Dolch an, von unten bis oben. Nach acht Tagen tat er das wiederum, und als da die Vija noch umfangreicher war, ſtürzte er ohne weiteres auf ſie los. „Du!“ rief er und ſtellte ihr in chriſtlichem Entſetzen die Hand vor den Leib, — „Du!?“ —, aber die Vija rührte keine Miene. Sie wußte nichts.

Der Präſes fiel in die Kammer zur Alten. „Euere Tochter kriegt ein Kind!“ ſchreit er in ſie hinein.

Aber das war eben das Unglaubliche, weswegen der Präſes ſchon am nächſten Tage den Fall Keiler niederlegte und bei der Gemeinde die Sperrung des Armengeldes durchſetzte, — die Ott Keiler war hiebei wohl vor Unbegreifen aus den Lumpen gefahren, aber als ſie, nach halbſtündigem Kopfſchütteln, mit erfahrener Hand die Wahrheit der ihr angeſchleuderten Beſchim-

pfung erkannt hatte, war ſie mit ſeligem Geſicht in die Lumpen zurückgeſunken und hatte vor ſich hingelacht: „Hehehehe, hehehehe, — ein Kind!“

Und in der Folge, als die Geſchichte ſchon in allen Wirtshäuſern abgedroſchen wurde, — der Salmer zum Beiſpiel, dem ſie der Greisler Geerkorn erzählte, ſpuckte im Laden aus, „Pfui Teufel!“ ſagte er und ſpuckte aus, — ſtrich die Ott Keiler über den ſchweren Kopf des Mädels in der Hütte, und redete, ohne nur an den Gedanken zu kommen, die Sache ſei ſeltſam, oder ſie ſei fürchterlich, vom Kinde, das ſie erwartete. Es machte ihr gar nichts, daß die Vija kein Wort davon verſtand.

Dreißig Jahre warf ſie fort. Sie überwand die Blindheit. Sie molk die Ziege, und als der Gerichtsbote Anfang Feber dieſe Ziege pfänden wollte, fiel ſie vor ihm wie eine Schauſpielerin nieder, „im April“ rang ſie die Hände, „iſt das Kind da!“; und als dennoch nichts half, ſtellte ſie ſich entſchloſſen auf die Straße und wurde Bettelweib. Mit ſprechender Gebärde wies ſie mit der linken Hand auf Vija, die ſchwer neben ihr kauerte, und mit der rechten auf ihre Augen,

und was da aus Ekel, Mitleid oder Verachtung in ihren Schoß fiel, das trug ſie rüſtig nach Bachlink. Bei Franz Geerkorn kehrte ſie ein, „das Mädel muß zu eſſen kriegen!“ fiſtelte ſie in einer übertriebenen Schamloſigkeit, „Butter, Milch, Eier! Sennereibutter! Ich zahle!“ — und warf protzig das erbettelte Geld auf den Tiſch. Und mit Päcken beladen kam ſie heim, und es fehlte auch niemals ein Sack Sand, den ſchüttelte ſie mit Betonung auf den Tiſch: „von der Grube hinter Bachlink; feiner, feiner Sand!“

Ja ſogar reinlich wurde ſie, als die Zeit nahte. Sie ſcheuerte Kammern und Küche, wuſch Betten und Laken, und ſpannte im ehemaligen Gärtchen einen Strick zum Aufhängen. Und lief von jeder dieſer erwartungsfreudigen Arbeiten zurück zur Vija, die breit im Winkel hockte und verſtändnislos auf ihren Leib herabſtierte, den die Alte mit feiner Zärtlichkeit ſtreichelte.

Und als in einer Aprilnacht die Blödſinnige aufs Bett fiel, mit einem Stöhnen, das ihr in jeder Zelle ſaß und raſte: warum? warum?, und doch nicht aus dem Munde kam, ſetzte ſich die Blinde an dies Bett. Die Gebärende wälzte ſich, ſie warf die Kiſſen über ſich weg, rüttelte die Bett-

pfoſten aus dem Gefüge, der Kampf, der ihr die Knochen zerſtampfte und das Fleiſch aufwühlte, riß mit Zangen an ihrer tiefverſteckten Seele und legte ſie endlich bloß. Denn plötzlich tat ſie einen Schrei, der blitzartig das Dach durchbohrte und über die Wara hinzog, und da ſtieß die Blinde in toller Angſt auf, rang die Hände und ſchrie auch. „Herrgott!“ ſchrie ſie, „Herrgott! Herrgott!“

Am Morgen hielt ſie das Kind in ihrem Arm. Es war ein elendes, gelbes Kind, wenn Vija es an ihre Bruſt legte, war es über dem Roſenrot des üppigen Fleiſches wie eine große Made. Aber das ſah die Blinde nicht. Sie wiegte das Kind, wickelte es; ſie ſang ſogar. Sie wußte genau, zur Oſtlucke kam die Sonne herein, darum trug ſie es an dieſe Lucke.

Auch Vija ſah das nicht. Sie lächelte das Kind an. Die Vernunft war ihr nicht voll aufgegangen, aber ſie empfand: ich habe dies Kind geboren. Darum konnte ſie nun lächeln. Mit einem heiteren Frieden lag ſie im Bett, ihr Arm preßte den gelben Körper habſüchtig an ihre Wärme. Und ihr Geſicht war völlig verwandelt.

Dieſe Freude machte die Hütte der Ott Keiler

für Monate glänzen. An linden Sommerabenden ſaß die Blinde mit der ſäugenden Vija auf dem Wieschen vor der Hütte, unabläſſig reichten ſie das Kind von einem Schoß in den andern, ſie waren, ſeit das Kind da war, wie ineinander verwachſen.

Eines Morgens aber lag das Kind regungslos neben der Vija. Blau war es, fleckig; der Mund war halboffen. Die Vija ſtieß wie eine Natter auf; in dieſem Augenblick ſchlürfte die Alte aus ihrer Kammer. Dabei fiel ſie über die Schwelle. Als ſie aufkam, eilte ſie mit der Hand über das Kind. Sogleich ſchrie ſie. Und ſogleich darauf ſchrie die Vija. Drei Tage lang ſchrieen ſie. Der Gemeindearzt mußte mit aller Gewalt auftreten, ſie wollten das Kind nicht hergeben. Noch am dritten Tag zwang die Vija dem Leichnam die Bruſt auf, und die Alte ſtrich warme Linſen über den eiſigen Körper.

Als das Kind im Sarg fortgetragen wurde, erkannten Beide ganz plötzlich: es iſt tot. Und da geſchah etwas Merkwürdiges, noch am ſelben Tag: die Alte kam gegen Nachtwerden in die Kammer herein, wo die Vija über einer beißenden Frage ſaß, und blöckte drohend hervor: „wer

iſt er?“ Und obwohl die Vija das Wort nicht verſtand, geſtochen ſprang ſie auf, fuhr ſich verzweifelt über die Stirn, die wie ein tauſendrunzeliges Papier über den Augen hing, und rannte fluchtartig die Leiter hinab.

Sie taten fortan beide dasſelbe: mit gieriger Spürnaſe pürſchten ſie auf den Vater des Kindes, der mit dem, daß er es gezeugt, auch die Schuld daran trug, daß es geſtorben war. Die Alte ſaß den ganzen Tag über in den verrufenſten Schnapskneipen von Firlen und Bachlink, kauerte in den Petroleumwinkeln der Kramläden, band ſchlaugeſponnene Geſpräche an, halb wie eine Betrunkene, halb wie eine zotenhaft Witzige, und fragte und lockte wie ein geriebener Poliziſt. Während die Vija hinter der Lucke lauerte, die aus der Hütte auf die Straße ging. Unausgeſetzt lauerte ſie da, ihr Hirn war ſchon ſo weit, daß es einige Bilder des dunklen Geſchehens beſaß; angeſtrengt umklammerte es dieſe Bilder, wühlte mit bohrender Frage im Geſicht jedes Vorbeikommenden nach ihren Ergänzungen.

Kam aber die Blinde heim, wildgeſtachelt vom Mißerfolg, und ſaugte ſich wie eine Spinne

an die Gemarterte, — „wer iſt er?“ rief ſie immer wieder und ſchlug dabei mit roher Kraft auf ſie los, — „wer iſt er?“, — dann wurde das Hirn Vijas wieder leer, und die fluchende Suche der Alten trieb ſie nun auch nachts, wie in ſtrenger Pflicht, an die Lucke.

Und ſo hing nun der forſchende Leib Vijas, unter einer brennenden Stirn, Tag und Nacht aus dieſer Lucke . . .

Eines Nachts Pferdegetrampel! Vija wird lang wie ein Maſt. Ein Fuhrwerk kommt über die Ecke. Langſam trabt es. Mit einemmale aber rollt es in den Mond, der Fuhrmann reckelt ſich wie vor einem Geſpenſt auf, läßt die Zügel ſchießen, — „hü!“ treibt er an, „hü! hü!“

Da erſtarrte der hängende Leib Vijas zu einer kerzengeraden Steinmaſſe, er blieb bis an den Morgen hinein ſo ſtehen.

Als das Blut in ihm wieder auflebte, wurde er wie ein wanderndes Fieber. Er wallte auf, zitterte; er umkreiſte die Hütte, ſchlug ſtampfend die Straße, aufwärts, abwärts, ſchoß wieder die Leiter empor, bohrte ſich wie ein einſchlagendes Geſchoß ſchamtoll ins Bett hinein.

In den folgenden Tagen aber wandelte ſich

dies Fieber in geheimnisvolle Ruhe. Da ſaß die Vija, den Kopf auf die emporgezogenen Knie geſtellt, vor der Alten, die alle Männer in Firlen und Bachlink abgeklopft hatte und nun den Vater in jedem Vagabunden witterte, und lachte ſiegſicher hinter den vorgehaltenen Händen. Sie ließ die Alte fluchen, blieb ſtill unter den Stößen der Krücken, das tote Kind war ihr jetzt gleichgültig. Aber als die Blinde, gerade von dieſer Ruhe aufgepeitſcht, eines Abends von ihrem Schemel flog, unheimlich gelenk, mit plötzlich erleuchteten Händen ſie angriff und flüſterte: „Gewalt? Gewalt?“ —, ſprang Vija, das Erraten der Mutter mit ſtolzen Augen auffangend, ihr aus dem Atem und floh zum zweiten Mal.

Sie ſperrte ihre Kammer zu, ſtellte ſich hinter die Tür, ließ das Weib an die Bretter ſtoßen und lachte. Erſt als die Alte kraftlos der Küche zuſchlürfte, ſtellte ſich die Vija an die Lucke. Und nun begann ihr Warten, das ſie drei Tage und drei Nächte lang, ohne Eſſen, ohne Schlaf, und gegen alles Poltern der Blinden feſtgewurzelt hielt.

In der dritten Nacht, ſchon gegen Morgen

hin, tat ihr Blut einen heftigen Sprung. Das Pferdegetrampel kam! Sie bog das Geſicht von der Lucke zurück und lauſchte. Beide Hände feſt in die Bruſt gepreßt, lauſchte ſie. Das Fuhrwerk rollte langſam, langſam nahe.

Als es um die Ecke holperte, warf die Vija die Hände weit von der Bruſt und riegelte die Tür auf. Dann kroch ſie die Leiter hinab, ſchlich in den Stall und nahm das Beil. Dann trat ſie in die Straße hinaus.

Nun ſtand ſie mitten in der Straße; wie ein Pfahl ſtand ſie ſteif und ſah in das Fuhrwerk hinein, wie es näher kam, einen Schritt, zwei Schritte, drei —. Als aber der Fuhrmann beim zehnten aus ſeinem Rauſch ſprang und „hü!“ gellte, „hü! hü!“, brach ſie wie ein Pfeil aus dem Boden vor, — und nun dauerte es nur eine Minute. Die Pferde brüllten, die Vorderfüße gingen in die Luft, die Peitſche flog aus der todahnenden Hand, die Zügel machten Ringelſchlangen, und aus dem klaffenden Schädel des Fuhrmanns, dem der Körper wie ein geplatzter Sack nachplumpſte, fiel ein röchelnder Schrei in den Straßenſtaub.

Vija beugte ſich prüfend über den Gefällten.

Als ſie das Röcheln ſterben ſah, erhob ſie ſich, ſtand einen Augenblick tiefatmend da, und ging dann ruhig in die Hütte zurück. Wie ſie die Kammertür aufſtieß, hörte ſie, Firlen zu, die losgeriſſenen Pferde ſauſen, und fühlte das warme Blut von der Axt auf ihre nackten Füße tropfen. Da lachte ſie, trat an das Bett der Alten und ſtieß mit dem Beil daran.

Die Blinde fuhr jäh auf. Aber Vija war wie ein Traumgeſicht, das mit einer Handbewegung jeden Widerſtand bricht. Sie riß die Alte aus dem Bett, zog ſie, faſt mühelos, die Leiter hinab, ſtellte ſie vor der Hütte nieder, führte ſie in die Straße hinein, immer zwingender und ſchneller, bis ſie vor der Leiche ſtanden, und beugte nun den Kopf der Blinden tief nieder.

Da erfaßte ſie: ſie kann nicht ſehen!, und war einen Augenblick ratlos. Sofort aber fand ſie Hilfe, nahm das Beil, zwang es der Alten in die fragend ausgereckten Arme, — und als dieſe ſchauderte und es ratend in den Ellbogen wog, ſchob ſie ihr den blutigen Stahl raſch in die greifende Hand. Da verſtand die Blinde, nahm die Axt feſt, ſah die Mörderin wie mit geſunden Augen an, und lächelte dankbar.

Das Frauenzimmer.

Gleich hier zu Beginn ſoll es ſtehen: Doktor Job Frießen war ein rechtſchaffener Mann. Dieſer Rechtſchaffenheit kann nicht als Hindernis gelten, daß Doktor Job Frießen äußerlich unkultiviert und Weiberfeind war und keine Manieren hatte. Vielmehr bekräftigt ſie die Tatſache, daß Doktor Job Frießen dreißig Jahre lang mit dem Geſellſchaftshaß eines unehelichen Kindes und eines Proletariers von Geburt gegen das Elend gekämpft und mit dem Hirn ſeines koloſſalen Hinterhauptes den Sieg über die ungerechte Verteilung der Güter erfochten hatte.

Zur Zeit, als die Baronin vom Fiſche in Doktor Job Frießens Sanatorium kam, waren da zwei hochintereſſante Fälle: der Kanzleirat Plyrius und der Profeſſor der Naturwiſſenſchaften Larſen. Kanzleirat Plyrius hielt ſich für unverantwortlich und weidete demgemäß wie eine ironiſche Ziege in den Fluren der Verbrechen, Vergehen und Übertretungen, von denen er täglich wenigſtens eines beging. Die Vorgeſchichte dieſes Leidens wird genugſam bloßgelegt, wenn ich erzähle, daß Kanzleirat Plyrius ein Mann mit eigener Meinung geweſen war. In

dieſer eigenen Meinung hatte er eine Dummheit gemacht, welche die Staatsautorität kompromittierte. Die Staatsautorität erklärte den Kompromittenten, um ihn loszuhaben, durch ihren Saniätsrat für unzurechnungsfähig, Kanzleirat Plyrius aber kam auf den ſchlechten Einfall, dies zu glauben, — und auf den ſpaßhaften, in dieſem Glauben zu leben.

Wie der Profeſſor Larſen dazu gekommen war, ſich für die Hülle einer unmeßbaren Quantität von Elektrizität zu halten, wußte er ſelber nicht. „Ich bin," pflegte er zu ſagen, „unter mir unbekannten Verhältniſſen mit einer tödlichen Menge von elektriſcher Kraft geladen, und es muß darum meine einzige Sorge ſein, mich ſtets möglichſt zu iſolieren, — was aber —," hierbei ſtand er auf Eiern und flog wie ein Schmetterling vom Angeſprochenen fort, — „nach meinen bisherigen Erfahrungen nicht genügend tunlich iſt".

Zur Zeit, als die Baronin von Fiſche kam, hatte Doktor Job Frießen in dieſen Fällen ſchon verwunderliche Erfolge errungen. Kanzleirat Plyrius ſaß mit den ſiebenundſechzig Sanatoriumsgäſten an der Tafel, ohne von ſeinem Un-

verantwortlichkeits-Empfinden Gebrauch zu machen, und auch Professor Larsen speiste an der table d'hôte — freilich wie ein bauordnungsgemäß freistehendes Haus von jedem Nachbar je einen Luftmeter getrennt — und hatte den Taucheranzug bis auf die Kautschukhandschuhe abgelegt.

Die Kunst Doktor Frießens offenbarte sich übrigens nicht weniger erfolgreich bei Herrn Weizenbaum. Herr Weizenbaum — sonst ein mustergültiger Familenvater — hatte seine Familie durch eine krankhafte Kauflucht unglücklich gemacht. Gewiß, es wäre zu ertragen gewesen, daß diese Manie viel Geld kostete und man sich mit den Warenhäusern wegen Rücknahme der gekauften Dinge immer herumbalgen mußte. Aber, Herr Weizenbaum hatte einen sonderbaren Geschmack: er kaufte nur diskrete, sozusagen peinliche Gegenstände, — Gegenstände, die ich nicht näher beschreiben will.

War es da nicht ein kolossaler Erfolg Doktor Job Frießens, frage ich, daß Herr Weizenbaum zur Zeit, da die Baronin vom Fische —

* * *

Ah, Herr Baron vom Fiſche, jetzt kommen Sie mir wie gerufen! Ich bitte auf einen Moment! Zuerſt will ich nur dort vollenden, wo mich der Gedanke an Sie unterbrochen hat: nämlich, daß Herr Weizenbaum zur Zeit, als die Baronin vom Fiſche in das Sanatorium eintrat, höchſtens noch Strumpfbänder und Jupons kaufte. So! — Herr Baron, iſt es etwa nicht wahr, daß Sie den Doktor Job Frießen für einen Hypnotiſeur' hielten und ihm dies ſagten, und daß dabei Doktor Job Frießen grob wurde? — Verehrteſte, da der Baron vom Fiſche Paralytiker von Profeſſion iſt, iſt es beſſer, daß, was er hier vorbringen ſollte, von mir erzählt wird. Alſo: Der Baron vom Fiſche iſt ſeit elf Jahren mit ſeiner Frau, einer ſehr diſtinguierten Dame von, wie der Baron ſelbſt ſagt, hervorragendem Charakter verheiratet. Der Baron hatte nie Anlaß, zu bemerken, daß die Baronin nicht eine anſtändige Frau ſei; hingegen Anlaß, zu beobachten, daß etwa alle Jahre zweimal in ihr ein bedenkliches Feuer aufflammt, das er nicht zu ergründen verſteht, obwohl er es bei vorehelichen Bekanntſchaften ſchon wahrgenommen zu haben glaubt. So oft es ausbricht, zeigt

ſich die Baronin eigentümlich abweiſend gegen ihn, eigentümlich entgegenkommend gegen ſeinen jeweiligen Freund, und außerdem unberechenbar in Lachen und Weinen. Dieſer Zuſtand übt auf den Baron einen merkwürdigen Reiz aus, der aber ſeine ohnehin ſchwache Konſtitution keineswegs kräftigt. Es erſcheint darum begreiflich, daß der Baron vom Fiſche endlich ſeine Frau für nervös hält und danach lechzt, dem zerſtörenden Reiz dieſer Nervoſität zu entfliehen. Er hat von den Wunderkuren Doktor Job Frießens gehört, auch von den Fällen Weizenbaum, Larſen und Plyrius. Es erſcheint alſo ebenfalls verſtändlich, daß der Baron vom Fiſche die Baronin ins Sanatorium Frießen bringt, und, weil er in jeder Beziehung ungebildet iſt, Doktor Frießen für einen Hypnotiſeur hält. Am Schluß ſeiner konfuſen Rede über die Zuſtände der Baronin macht nun der Baron dem Doktor ein artiges Kompliment und ſagt ihm: „Ja, und — ich höre ja, Herr Doktor heilen hauptſächlich durch Hypnoſe? Sollte da nicht auch meine Frau —?“ — Herr Baron ich frage Sie: iſt es nicht wahr, daß beim bloßen Wort „Hypnoſe“ Doktor Job Frießen Ihnen ins Geſicht ſprang und unter der Ver-

ſicherung, Sie ſeien ein ariſtokratiſcher morituras, Ihnen grob verſicherte, es könne auch ein Hypnotiſeur Champagner nicht zu Waſſer machen? Mit dem Champagner meinte Doktor Job Frießen natürlich das Blut Ihrer Frau.

Dieſe kleine läppiſche Szene, — ich danke, Herr Baron, Sie können abtreten! — dieſe läppiſche Szene iſt keineswegs unbedeutend. Beobachtet man Doktor Frießen, wie er bei der Mittagstafel einer wohldiſziplinierten Schar von ſiebenundſechzig Nervöſen und Hyſteriſchen vorſitzt, — ohne daß nur einer von ihnen ſich muckſt, dann gewinnt dieſe kleine Szene an Bedeutung. „Herr Kanzleirat!“ Der hat ſoeben ein paar ſchmetternde Worte in den Mund genommen. Etwa den Anſatz einer Majeſtätsbeleidigung! „Herr Kanzleirat!“ Er iſt im Augenblick zahm. Stumm. Seine armen Augen ſind wie aufgefreſſen von den Augen Doktor Job Frießens, und es ſcheint, daß über der niederen Hirnſchale des Kanzleirates der konzentrierte perſönliche Wille Doktor Job Frießens ſäße wie ein Geier. Dieſer Wille ſuchte während der ganzen Mittagstafel umher, ob irgendwo eine Entgleiſung kranker Willen zu befürchten ſei. Da

ſprach der Kanzleirat. Da ſtiegen die Augen Doktor Job Frießens auf, der Wille ſprang wie ein Pfeil in ſie und wurde von ihnen dem Kanzleirat projiziert. Der Wille Doktor Job Frießens biegt, beugt, knetet das Hirn des Kanzleirats, — die entgleiſende Kurve unterbleibt.

Was ſagen Sie? Ja, ich frage nur: warum wurde Doktor Job Frießen grob, als der Baron ihm das Wort Hypnoſe ausſprach? Es gibt nur zwei Gründe dafür: entweder Doktor Job Frießen will vermöge ſeiner Rechtſchaffenheit mit andern als den exakten Methoden der Heilkunde nichts zu tun haben, — oder aber, er h a t damit zu tun und bekennt es ſich nur ungerne, anderen gar nicht, — oder, ja gäbe es nicht noch einen dritten Grund: Doktor Job Frießen h a t damit zu tun und muß immer davor zittern, daß einmal ein Andrer käme, der es noch beſſer verſtünde als er? Was ſagen Sie?

* * *

Was hätte die Baronin vom Fiſche tun müſſen, um zu beweiſen, daß ſie unter Doktor Job

Frießens Behandlung von ihrem merkwürdigen Leiden gefundete? Dieſe Frage löſte Doktor Job Frießen ohne weiteres Nachdenken: er ſetzte ſie bei Tiſche neben ſeinen geſündeſten Patienten, den Rittmeiſter Thaler. Wenn die Baronin mit Rittmeiſter Thaler nicht zu kokettieren begann, durfte man nach Doktor Job Frießen annehmen, die Kur übe heilſame Wirkung aus. Würde aber die Baronin trotz der kontrollierenden Strenge von Doktor Job Frießens Augen mit dem Rittmeiſter techtelmechteln, dann würde ſich in Doktor Job Frießen die Vermutung beſtätigen, die Krankheit der Baronin ſei nur Laſter und ihr Temperament nur Diſziplinloſigkeit eines unorganiſierten Weibchens, und Doktor Job Frießen würde die Baronin ohne weiters dem Baron zurückſtellen, weil er Liebſchaften in ſeinem Hauſe nicht dulde. Punktum!

Aber, obwohl nunmehr Doktor Job Frießens unerbittliche Augen die Baronin vom Fiſche ohne Unterlaß beobachteten, niemals bot ſich ihnen ein Anlaß, ſich zu heben und eine Entgleiſung zu verhüten. Ich will hier gleich bemerken, daß die Baronin vom Fiſche nicht nur ſchön, ſondern auch liebreizend war. Dieſer Liebreiz lag gewiß

in jedem Gliede ihrer Geſtalt, am ausgedrückteſten aber in ihren Augen. Die Augen der Baronin vom Fiſche waren ſchwarz, groß und — faſt möchte ich ſagen — mild. Doktor Job Frießen bekam ſie immer in dieſer milden Demut zu ſehen: morgens bei der Konſultation, wenn ſie zu allen ſeinen Anordnungen ihr gefügiges Ja ſagten; untertags im Garten, wenn ſie den koloſſalen Hinterkopf Doktor Job Frießens grüßten; auf den Korridoren, wenn ſie der Polizei Doktor Job Frießens freundlich begegneten; mittags und abends bei Tiſche, wenn ſie den forſchenden Augen Doktor Job Frießens unterwürfig verſicherten, daß ſie nicht daran dächten, mit dem Rittmeiſter Thaler zu ſpielen.

So ſchloß Doktor Job Frießen bald auf mählige Geſundung und ſchickte ſich aus Freude hierüber an, die Baronin für krank zu halten. Auch bemerkte er mit Genugtuung, daß die Baronin im Sanatorium keinerlei Revolution hervorrief. Sie redete nicht viel, ſie machte ſich nicht intereſſant, ſie war nicht launiſch und hochnaſig. Man kann ſagen, daß ihre Augen wie ein willkommenes Licht die ſiebenundſechzig Patienten beſtrahlten, und daß jeder das Lächeln dieſer mäd-

chenhaften Augen gerne ſehen, ein Wort aus dem beſcheidenen Mund gern bekommen mochte. Doktor Job Frießen war jedenfalls gegen ſein Erwarten zufrieden mit der Baronin, was ſchon daraus hervorgeht, daß er nach acht Tagen den Baron vom Fiſche bei ſich, aber kräftig, einen Eſel nannte.

* * *

Natürlich ſchwand dieſe wachſende Zufriedenheit Doktor Job Frießens mit dem Augenblick, da Herr Weizenbaum eines Mittags freudeſtrahlend der Baronin vom Fiſche ein ſcharlachrotes Badetrikot überreichte. Es iſt begreiflich, daß Doktor Job Frießen bei dieſer Szene plötzlich aufſtand, Herrn Weizenbaum, der noch immer überreichte, und die Baronin, die lächelnd annahm, mit blitzenden Augen anſtarrte und wortlos ward. Herr Weizenbaum mußte ſofort auf ſein Zimmer verſchwinden, unter den Patienten brach ein kleiner Tumult aus. Was in Doktor Frießen vorging, erriet niemand; er blieb eine Viertelſtunde lang wie eine Salzſäule vor der ſtummgewordenen Tafel ſtehen und

ſchaute dem unergründlichen Rezidive des Falles Weizenbaum mit verglaſtem Blick nach.

Als zwei Tage ſpäter — diesmal beim Souper — der Kanzleirat Plyrius, der der Baronin vom Fiſche gegenüber ſaß, plötzlich an ſein Waſſerglas ſtieß, ſich erhob und, ohne ſich unterbrechen zu laſſen, erklärte, er betrachte es vis-à-vis dieſer zweiten Frau von Staël als Ehrenpflicht, zum Verbrechen der Entführung, wenn's nottäte, auch des qualifizierten Gattenmordes zu ſchreiten, — griff ſich Doktor Job Frießen in einem Anfall von Ohnmacht an den Kopf. Er ſtand nicht auf; er ließ, vom Schlage getroffen, den Kanzleirat ausreden, und ſah ſteingeworden zu, wie die Patienten vor Vergnügen brüllten, und wie die Baronin vom Fiſche mit ihren liebreizenden Augen ihm verzeihungbittend zulächelte.

Da nun auch der Kanzleirat von der Tafel verbannt worden, ließ es ſich Profeſſor Larſen nicht nehmen, den intereſſanten Fällen nachzufolgen. Drei Tage nach dem zweiten Unglück hopſte Profeſſor Larſen zwiſchen Fiſch und Braten wie eine thermometerlosgewordene Queckſilberſäule von ſeinem Seſſel auf, begann die

Arme wie Flügel in die Luft zu werfen, die Beine möglichſt hoch vom Boden zu reißen, und entfloh der erſchreckten Geſellſchaft mit affenartiger Behendigkeit und einem verunglückten Kompliment. Dem ging Doktor Frießen energiſch nach. Und da geſtand denn Profeſſor Larſen, daß ihn der ſonnige Blick der Baronin vom Fiſche gewiſſermaßen dazu verleitet habe, ſich ihr zu nähern — „unter mir unbekannten Verhältniſſen“ —, daß er aber, gerade bevor die Verſuchung ſchon unüberwindlich werden wollte, ſich noch des Entſetzlichen beſonnen habe, daß eine ſolche Annäherung die Baronin ja töten mußte.

Auf dieſe Äußerung Profeſſor Larſens hin beſorgte Doktor Job Frießen der Baronin vom Fiſche eine leichte Erkältung, die ſie, wie alle ſeine Befehle, mit widerſtandsloſer Fügſamkeit aufnahm. Bevor ſie aber die Klauſur begann, ſandte ſie Doktor Job Frießen noch einen kindlich-ſchmerzlichen Blick, — und Doktor Job Frießen mußte zweifeln. Er ging eine Stunde lang in ſeinem Arbeitsraum auf und ab, zupfte an den Röllchen und überlegte: bei drei Fällen zweifelloſe Rezidive, und in allen drei Fällen mit Beziehung auf die Baronin. War dieſe Be-

ziehung Zufall, — oder? Wie kam es, was ſich noch niemals ereignet hatte, daß die Patienten vor Doktor Job Frießens Augen — das war das Weſentliche — in ihren kranken Willen zurückfielen und ſein, Doktor Job Frießens wachender Wille machtlos blieb? Wie war der Kauſalnexus herzuſtellen? Doktor Job Frießen ging auf und ab, eine zweite Stunde. Den Kauſalnexus fand er nicht. Aber gerade weil er ihn nicht fand, tat ſich ſein korrigiertes Genie in plumpen Ausfällen auf die Baronin vom Fiſche zugute. Im Arbeitszimmer Doktor Job Frießens wurde die Baronin vom Fiſche „ein Weib, ein gemeines raffiniertes Weib; ein Weib, das keine Scham hat, ein franzöſiſches Weib; ein Weib, das unbarmherzig kujoniert werden müßte, ein Weib," — da fielen Doktor Job Frießen verſchiedene Tatſachen ein, die zugunſten dieſes Weibes ſprachen: vor allem der ſtille Rittmeiſter Thaler, der einzige, der ſich aus dem Weibe nichts zu machen ſchien; ſodann der Takt à la grande dame, mit dem die Baronin das Badetrikot, die verbrecheriſche Abſicht des Kanzleirates und die Flucht des Profeſſors aufgenommen hatte, und endlich ihr letzter, ſchmerzlich-kindlicher Blick, — und Doktor Job Frießen hielt ein. Er zweifelte wieder. —

Daß die drei intereſſanten Fälle bei Tiſche fehlten, bekümmerte die Patientin nicht. Aber: „wo bleibt die Baronin?“ Es war ſonſt Sitte im Sanatorium Frießen, daß die Patienten nur ſprachen, wenn Doktor Jobs Augen ſie hierzu ermunterten. Am Abend, der zum erſtenmal die Baronin nicht brachte, redeten alle — Rittmeiſter Thaler ausgenommen. Alle Herren redeten, und keiner kümmerte ſich um Doktor Job Frießen, der erſchüttert auf ſeinem Präſidentenſtuhl ſaß, alle bedauerten laut und anmutig, daß dieſe entzückende Dame ſcheinbar entfernt worden ſei, die Melancholiſchen tauten auf und prieſen jedes Gliedchen an dieſer Venus, die Neuraſtheniker ihre ſtrahlende Friſche und Jugend, und alle ſchielten ein bißchen impertinent auf Doktor Job Frießen; denn die Erkältung, die kannten ſie. Und als ſie an ihr alles, was einem Mann am Weibe gefällt, aufrichtig erörtert hatten, ſchickten ſie ſich an, ihr Inneres zu beſchreiben, wobei aus allen Tugenden, die ſie entdeckten, bald der hervorragende Charakter entſtand, den der Baron vom Fiſche in ſeiner Frau gefunden. Und als da Franz von Spee, ein Bankier, den die Defraudation ſeines Prokuriſten ins Sana-

torium verſchlagen hatte, begeiſtert ausrief: „Fürwahr, ſie wäre eine Totſünde wert!“ — ſetzte auch der Chor der leidenden Damen ein. Da die Baronin fort war, nötigte nichts mehr zur Heuchelei der Liebenswürdigkeit. „Ich kenne ſie; oh, ich kenne ſie; von Tüftermanns her kenne ich ſie; eine abgefeimte, — warten ſie nur!“ — „Und notabene, — wenn man einen ſolchen Mann hat! Gott, e i n m a l verzeihen, — ich will nichts ſagen; aber man kann ihr leicht ein Dutzend nachweiſen.“ So hieß es. Der leidende Chor kritiſierte aber auch andres; er zerbröckelte die Friſur der Baronin, beſchnüffelte ihre Toiletten, zerlegte ſie in Kunſt und Natur und machte aus dieſen Trümmern, Negationen und Mankos den hervorragenden Charakter der Baronin vom Fiſche, wie ihn Doktor Job Frießen, der Weiberfeind, aufgefaßt hatte.

Hievon, von dieſen Beſchäftigungen der männlichen und weiblichen Patienten mit der Baronin mache ich nur deshalb Mitteilung, weil es doch einigermaßen verwunderlich iſt, daß die intereſſanteſten Fälle im Sanatorium zufolge einer unnachweisbaren Beziehung zur Baronin rezidiv, die andern vierundſechzig aber zufolge

einer nachweisbaren Beziehung zu ihr ſcheinbar geſund geworden waren. Oder iſt es nicht ein Zeichen von Geneſung, wenn ein Schwarm von Männern, die alleſamt irgendwie von der Natur abgewichen waren, plötzlich wie reuige Schafe zum geſunden Futter des Ewig-Weiblichen zurückkehrt? Und nicht ein Zeichen von Rückkehr zum Normalen, wenn eine Schar nervengeſtörter Frauen, alle Störungen vergeſſend, ſich wieder den alltäglichſten weiblichen Tugenden, beziehungsweiſe der Klatſchſucht, der Verleumdung, dem Neid und der Eiferſucht ergibt?

Seltſamerweiſe fiel gerade dies Doktor Job Frießen nicht auf. Er bemerkte nur das ſtille, vieleſſende Verhalten Rittmeiſter Thalers. Und wenn auch dies Symptom wieder vernehmlich für die Baronin ſprach, — die heute wie eine Palaſtrevolution ausgebrochene Diſziplinloſigkeit der Patienten mußte einen unheimlichen Grund haben; und es hieß raſch handeln, ehe ſie weiter griff. Erſt in der Nacht aber kam Doktor Job Frießen, dem in der Einſamkeit die rätſelhafte Niederlage ſeines Hirns zum Geſpenſt wurde, zum Entſchluß: morgen ſchon mußten ſowohl die Baronin als die drei Rezidiven wiedererſcheinen,

denn nur in ſchnell angebotener und gewagter Schlacht konnte die Scharte ausgewetzt, der Makel vertuſcht werden. —

Und ſie kamen. Ein Hallo ſondergleichen empfing die Baronin auf Seiten der Männer. Eiſiges, ſitzenbleibendes Schweigen auf Seiten der Damen und des offenbar ſchwachſinnigen Rittmeiſters. Die Baronin trug ein lichtblaues Seidenkleid; und wie ſie züchtig auf Doktor Job Frießen zuſchritt, ihn dankbar mit dem milden Blick zu grüßen, war die Situation auch ſchon geſchaffen. Herr Weizenbaum drängt ſich vor, klappt ein lila Samtetui auf und läßt zwiſchen ſeinen ordinären Fingern ein Perlenhalsband niedergleiten, — ein gar nicht abnormes Halsband, das ſeine hunderttauſend Mark unter Brüdern wert iſt. Und während Doktor Job Frießen mit zerſpaltener Zunge ſtottert, iſt Kanzleirat Plyrius der Baronin ſchon um den Hals gefallen. Man hört das Aufjauchzen eines jubelnd losgebrochenen Kuſſes, man hört in dies freudige Schmatzen die joviale Stimme des Kanzleirates rufen: „Dafür ſtehe ich ein, dafür ſchlage ich mich; dafür — bin ich verantwortlich!“ Und während Doktor Job Frießen mit einer Geſte,

die vom empörten Chor der leidenden Damen und von Rittmeiſter Thalers Entrüſtung kommandiert wird, auf den Tiſch ſchlagen will, — wer tritt hervor? Iſt es nicht der Profeſſor der Naturwiſſenſchaften Theobald Larſen, der hervortritt und ſtark und ſelbſtbewußt einhergeht und dann vor der Baronin vom Fiſche ſtehen bleibt? Iſt er's nicht? Ja, er iſt es! Und er nickt mit dem Kopf: nun tu ich's! Und er tut es. Er ſchlägt ſeine nackte, herausfordernd kautſchuckloſe Hand in die ſüße Hand der Baronin vom Fiſche und gibt zum kräftigen Handſchlag eine feſtliche Erklärung: „Ich bin glücklich," ſagt er, „glücklich bin ich, daß ich das ganze Feuer meiner glühenden Elektrizität aufgeſpart habe, um es an Ihnen, Baronin, — an Ihnen in einem einzigen Funken auslaſſen zu dürfen!"

* * *

Nein, die Geſchichte iſt noch nicht zu Ende. Daß die drei intereſſanten Fälle nun erſt recht, und zwar aus Dankbarkeit, die andern männlichen Patienten aber, weil ſie die Luſt am Weibe wieder gewonnen hatten, und der Chor der lei-

denden Damen aus Senſationslüſternheit im Sanatorium weiterverblieben, läßt ſich nicht ſchwer erklären. Aber, — warum warf denn Doktor Job Frießen, jetzt, da ſein Syſtem unleugbar zuſammengebrochen war, da ein ganz andrer als er die ſchwerſten Fälle mühelos geheilt hatte, und er, Doktor Job Frießen, eine traurige Null geworden war, — warum warf er denn die Baronin vom Fiſche nicht hinaus?

Ich kann nur antworten: erſtens wegen des Rittmeiſters Thaler. In dieſem Punkt — und auf dieſen Punkt hatte ſich ja die Erprobungsmethode Doktor Job Frießens konzentriert — war die Baronin vom Fiſche eine reine Jungfrau. Rittmeiſter Thaler und die Baronin bemerkten einander einfach nicht. Und zweitens — ja, habe ich nicht ſchon geſagt, daß Doktor Job Frießen ſeit einiger Zeit mehr auf ſorgfältiges Exterieur hält? Nicht geſagt? Ach, daß ich es vergaß! Es wäre Ihnen ſofort ein Licht aufgegangen! Die Sache iſt ſo: Doktor Job Frießen iſt überzeugt, daß der Ruin ſeines imperativiſchen Hirns mit dem Hirn der Baronin vom Fiſche zuſammenhängt. Wovor er immer gebangt hat, — es iſt unerwartet und jäh einge-

troffen: es kam ein Wille, der es noch beſſer verſtand als der ſeine. Gewiß lehnt er ſich noch dagegen auf; vielmehr, er empfindet es als Pflicht, den Kampf bis zu ſeiner offenbaren Entſcheidung auszufechten. Darum bleibt die Baronin noch. In die durch den Takt der Gäſte ſchwerverhüllte Anarchie im Sanatorium ergibt ſich Doktor Job Frießen bereits; hier iſt vorläufig nichts mehr zu machen. Aber ſeine Augen müſſen ſich trotz alledem, und ſo grauſam ihnen das erſcheint, mit den Augen der Baronin vom Fiſche meſſen, ſein Hirn muß mit dem ihrigen ringen; ohne letzte, heroiſche Verſuche darf Doktor Job Frießen nicht die Waffen ſtrecken.

Natürlich erklärt dieſes Motiv es noch lange nicht, warum Doktor Job Frießen jetzt öfter raſiert iſt und Stehkragen trägt, und es iſt darum dies Motiv auch — offen geſagt — nichts als eine Spiegelfechterei Doktor Job Frießens. Wahr hingegen iſt, — daß Doktor Job Frießen, der Weiberfeind, in die Baronin vom Fiſche — verliebt iſt. Das iſt das Ganze! Sie ſtaunen? Sie ſchreien: Ah? Ja, habe ich etwa irgendwo geſagt, daß Doktor Job Frießen kein Mann iſt? Habe ich —? Oder habe ich geleugnet, daß alle

Männer, ſelbſt der Paralytiker und Baron Friedrich vom Fiſche, dem undefinierbaren Reize der Baronin leicht unterliegen? Nun alſo! Fragen Sie mich aber nicht, wie es kam, daß Doktor Job Frießen unmerklich in die Liebe fiel. Es ging wie immer; es ging ſogar beſonders leicht, denn bekanntlich überrumpelt die Liebe gerade die, die nicht wollen, wie ein Strauchdieb. Und fragen Sie auch nicht, wie Doktor Job Frießen den Prozeß des immer mehr Verliebtwerdens durchmachte. Wie jeder machte er ihn durch. Nur daß er ihn ein Meſſen der Kräfte zweier Hirnqualitäten nannte, und daß das ganze Sanatorium zu der Sache diebiſch lachte. Denn drollig war es.

Eines Montags nun hielt Doktor Job Frießen den Kampf für entſchieden, — zu ſeinen Ungunſten; Doktor Job Frießen mußte ſich ſagen, daß nunmehr auch die letzte Hoffnung auf Wiedererlangung ſeiner Autorität endgültig geſchwunden war, und da faßte er in offener Erkenntnis der Sachlage einen richtigen Entſchluß: nachts, nach zehn Uhr, ſtieg er beherzt die Treppen zu den Gemächern der Baronin vom Fiſche empor. Er klopfte an, und — ſiehe da, es wurde

ihm aufgetan. Die ſcheinbar garnicht erſtaunte Baronin ließ ihn herein.

Zuerſt ſtand er ſtumm da. Sie lächelte. Dann begann er ſeine Hände zu entfalten, etwas wirr, und machte der Baronin vom Fiſche eine Liebeserklärung. Der folgte eine verhaſpelte Begründung: die Theorie von der Meſſung der Kräfte zweier Gehirnqualitäten. Und als die Baronin unentwegt weiterlächelte, magdhaft und demütig, warf Doktor Job Frießen die Theorie über die Schulter, ſank in die Knie und bat um Erhörung. Ganz einfach um Erhörung. Die Baronin vom Fiſche aber tat das, was ihr hervorragender Charakter in ſolchem Falle tun mußte: ſie legte ihre Hand auf Doktor Job Frießens Schädel und flüſterte verſchämten Mundes: „Darf ich — darf ich bis morgen — Bedenkzeit bitten?“

Daraufhin ſprang Doktor Job Frießen ſofort empor. Seine Rechtſchaffenheit gewährte ohne weiteres die verlangte Gunſt, und mit der Bedenkzeit auf morgen ſtieg er konſequent aus der Tür. —

Natürlich war die Baronin vom Fiſche am nächſten Morgen verſchwunden. Und was ebenſo natürlich iſt und nur dem Doktor Job Frießen ſein Leben lang unverſtändlich blieb: der Rittmeiſter Thaler mit ihr.

Der Mörder.

Jakob Geyer, Bauer auf Pärwang, galt etwas in ſeiner Gegend. Er verſtand die Wirtſchaft, hatte Weib und vier Kinder und trank nicht. Er war Vertreter der Gemeinde in der landwirtſchaftlichen Bezirksgenoſſenſchaft und Mitglied der Alpkommiſſion. Aber auch der Pfarrer war mit ihm zufrieden. Er lobte es, daß Jakob Geyer nicht ſpielte und abends einträchtig mit ſeinem Vater auf der Hausbank ſaß. Und gerade, als er am Gründonnerstag ſeinen Beſuch, den Kaplan von Wildeiche, durch die Wieſen heimbegleitete, deutete der Pfarrer auf Pärwang hin, denn ſie kamen da vorbei, und ſagte: „Der wäre der Richtige.“ Es handelte ſich nämlich darum, wen man als Gemeindevorſteher in den nächſten Wahlen kandidieren laſſen ſollte.

Aber in der Oſterdienstagnacht, ſo gegen elf Uhr, ging dieſer vorzügliche Leumund Jakob Geyers auf eine tragiſche Art zu Ende. Jakob Geyer ſaß in der Stube, alle waren ſchon in den Betten, und rauchte. Er hockt da, der Rauch geht ihm beim Munde heraus — auf einmal ſchnappt er empor und reißt die Augen weit auf; es hat ihn etwas gepackt!

Er läßt die Arme niederfallen — „der Hof geht zugrunde!“ flüſtert etwas in ihm und rüttelt ihn — „der Alte frißt dir den Hof auf!“ ruft etwas aus ihm und beißt ihn — er will aufſtehen. Da — „dreitauſend Gulden hat er im Büchel!“ ſchreit es in ihm auf und preßt ihn nieder — und zwei Minuten ſpäter hat er den Alten in der Austragkammer mit einem einzigen Beilhieb erſchlagen. —

Als die Gerichtskommiſſion eintraf, fiel über die Lärchenwälder der Schnee ein. Das ſei gut, ſagte der Gerichtsbeamte, ein Mann mit wenig Gefühl, zum Schreiber. „Der Schnee kommt uns zu Hilfe.“ Denn Jakob Geyer war, noch ehe die Mordtat bekannt geworden war, geflohen.

Aber es brauchte keinen Schnee. Der Gendarm von Rottweiler las noch am ſelben Tage Jakob Geyer ganz einfach vom Grabenrand der Reichsſtraße auf. Jakob Geyer hatte hier offenbar auf den Gendarmen gewartet.

In der Unterſuchung ſagte er die Wahrheit ohne allen Rückhalt. Die Sache ſei ſo geweſen, wie er erzähle —, genau ſo. „In der Oſterdienstagnacht — alle ſind ſchon ſchlafen geweſen,“ — er erzählte es genau. Er ſei alſo, das müſſe er

ſagen —, mit der bewußten Abſicht, zu morden, in die Austragkammer gegangen.

Das Gericht beſchloß, Jakob Geyer auf die pſychiatriſche Klinik zur Unterſuchung des Geiſteszuſtandes zu ſchicken. Er blieb ein paar Wochen dort, aber er mußte natürlich für normal erklärt werden, obwohl die Sache ſehr rätſelhaft war.

Die Sache wurde überhaupt von Tag zu Tag rätſelhafter, denn alle Zeugen — es wurde das ganze Dorf einvernommen — ſagten, es ſei ihnen geradezu unerklärlich, daß ein Mann wie Jakob Geyer —!

Bis Thomas Pitterle als Zeuge kam. Thomas Pitterle war Knecht auf dem Hofe geweſen, als noch der Alte gewirtſchaftet hatte. Dem fiel es gewiß nicht ein, Jakob Geyer einzutunken, als er ſagte: „Geizig war er!“ Denn er dachte: das hat er ja ſelbſt geſagt, von den dreitauſend Gulden im Raiffeiſenſparbüchel. Und er dachte auch, eine ſo ſcheußliche Tat mußte doch ein greifbares Motiv haben! Darum ſagte er: „Geizig war er!“

Dieſe eine Ausſage aber wurde maßgebend. Denn kaum war ſie gefallen, —, nun erinnerten

ſich zwei Drittel der Zeugen an gewiſſe Züge, Worte, Handlungen, Begebenheiten Jakob Geyers, welche auf ſchäbigen Geiz, um nicht zu ſagen: auf ausgeſprochene Habgier deuteten!

Es kam alſo mit einem Male Licht in die Sache.

Jakob Geyer aber, der noch immer völlig betäubt war von der Tat ſelbſt, wußte gegen dieſe Vorhalte nichts zu ſagen. Er ſaß da wie ein großer Affe, grau, faſt ſtupid. Er brachte kein Wort heraus, denn er brachte keinen Gedanken zuſtande.

Unter dieſen Umſtänden kämpfte der Verteidiger, ein intelligenter Jude, der den Geſchworenen ſchon mit dem erſten Worte Antipathie einflößte, gegen Windmühlen. Es ſei, ſagte er, zweifellos, Jakob Geyer tat dieſen Mord in einem Moment völliger Herrſchaftsloſigkeit über ſeinen eigenen Willen. Jakob Geyer war vor der Tat normal, er iſt es ſeitdem wieder —, drei Minuten lang aber ſtand er im Banne eines ihm gänzlich fremden Triebes, der ihn — „ich möchte ſagen, pantherartig —!“ angeſprungen hatte.

Das Urteil lautete auf Tod durch den Strang.

Der Gerichtshof unterließ es, den Begnadigungsantrag zu ſtellen.

Jakob Geyer hörte das Urteil ruhig an. Als der Verteidiger ihm ſagte, er werde auf eigene Fauſt um Begnadigung einſchreiten, bewegte er ſich nicht einmal. Er bewegte ſich auch nicht, als der Gefängnisdirektor es für ſeine Pflicht hielt, ihm mit der Zeit ſchonend zu eröffnen, daß vom Begnadigungsgeſuch des Verteidigers wenig zu erhoffen ſei.

Wochenlang ſprach er nicht; er aß nicht, er ſchlief nicht. Eine grauſame Reue riß ihm das Fleiſch vom Körper und machte ihn zum Skelett. Tag und Nacht ſaß er auf der Pritſche, den Kopf in die Hände vergraben, und ſann nach. Mit fürchterlicher Anſtrengung dachte er nach, die Stirne bekam unzählige Furchen, die Augen fiebrigen Glanz.

Alles, was er erſann, war nur: ich hab ihn erſchlagen!

In einer Nacht aber — er fuhr wie geſtochen empor — jetzt ging ihm das Licht auf: es war alles erlogen! Blitzſchnell ſah er es jetzt: *denn der Geiz war erlogen!* Er war niemals geizig geweſen, nicht ein einziges Mal — es war

ſo, wie der Verteidiger geſagt hatte: ein fremder Geiz hatte ihn angeſprungen! —

Nun ging eine jähe Veränderung mit ihm vor. Sie war ſo ſtark, daß er die Tat faſt gänzlich vergaß. Er konnte ſogar ruhig an ſeinen Vater denken — das war jetzt ganz gleichgültig. Es handelte ſich jetzt nur darum, daß er wußte: es iſt ohne meinen Willen geſchehen!

Und daß er das beweiſen könnte! Unwiderleglich! Wenn er zum Beiſpiel in die Stube auf Parwäng käme — er tritt auf den Platz hin, ganz genau dorthin, und ſetzt ſich nieder. Der Jörg Heinzer zum Beiſpiel — der iſt in der Stube, dem könnte er es erklären: „Ich ſitze da, in der Oſterdienstagsnacht, alle ſind ſchon ſchlafen gegweſen — da —“

Er rannte nächſten Tages aufgeregt dem Franziskanerpater entgegen: wann die Erledigung von Wien käme?

In ein paar Tagen erwarte man ſie, ſagte der Pater und nahm ſich die Brille ab. Er ging gerne aus der Zelle.

Jakob Geyer aber war in Schweiß geraten. Sein rieſiger Körper reckte ſich, die Fäuſte

ſtemmten ſich gegen die Wände; er röchelte. Denn nun ſah er den Tod.

Der Tod ſtand vor ihm, neben ihm, hinter ihm. Er wuchs über ſeinen Schädel herein, eine kalte Zange kitzelte den Atlas, Gragg! machte es — das Rückenmark war gebrochen!

„Ich kann es beweiſen!“ ſchrie er leichenblaß. Die Verzweiflung faßte ihn.—

In der Nacht darauf brach er aus dem Kerker.

Nur in der Verzweiflung hatte das gelingen können. Denn man bedenke, die Mauer, über die Jakob Geyer herabgeſtiegen war, maß dreizehn Meter in der Höhe und war glatt wie Marmor. Und auch, daß er nun Tage lang wandern konnte, ohne erwiſcht zu werden, lag nur daran, daß er an keine Gefahr mehr dachte. So zum Beiſpiel war es doch ein Zufall, daß die alarmierten Gendarmen ihn ſämtlich am rechten Flußufer verfolgten, und er am linken lief. Er lief wie ein Jagdhund, immer durch Wald.

Die geglückte Flucht machte ihn überdies ſchlau. Gegen vier Uhr morgens kam er an den Platthof und wartete hinter einem Nußbaum, bis die Leute den Kirchgang antraten; denn es

war Sonntag. Dann ſchlich er ſich in den Heuſtock und ſtahl das Gewand eines Mähders.

Das Gefühl, dieſes Gewand anzuhaben, machte ihn völlig übermütig. So ſaß er zum Beiſpiel nachmittags hinter dem Dorfe Atzelwang zwiſchen Wieſe und Wald und ſchaute den Burſchen zu, die unten im Wirtsgarten kegelten. Ganz gemütlich ſah er zu; denn, dachte er, es braucht nun gar nichts anderes, als zu leben! Und das konnte er ja!

Die Freude, daß er lebte, ließ ihn ſogar auf Stunden ſein Vorhaben vergeſſen. Ob ich morgen oder übermorgen auf Pärwang komme, dachte er, iſt gleichgültig. Nachts ſchlief er im Walde, tagsüber wanderte er. Mit einer bisher unbekannten Luſt wanderte er. Er begegnete einmal einem Trupp von Wallfahrern. Sie ſchwitzten entſetzlich; nun blieben ſie ſtehen, denn er bettelte ſie in einem bübiſchen Einfall an. Einer, ein feiſter Bauer, gab dreißig Kreuzer. Der Roſenkranz klingelte in ſeiner Hand, als er das Geld auszählte. Ein Weib reichte zehn Kreuzer. „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ ſagten ſie nun. Da gab ein Junger noch ſieben Kreuzer.

Das Bewußtſein, nun habe er auch Geld im

Sack, befriedigte ihn. „Wenn ich Hunger habe," dachte er, „kann ich einkehren." Aber es gab am Wege immer wieder einen Bauernhof, einen ober dem Wege, einen unter dem Wege, und er ſcheute ſich gar nicht, hineinzugehen und die bäuerliche Gaſtfreundſchaft in Anſpruch zu nehmen. Dann ſaß er in der Küche und betrachtete das Herdfeuer, das luſtig praſſelte, und hörte zu, wie die Bauern in der Stube drin redeten.

Am dritten Morgen, — nun trennten ihn nur mehr drei Täler von Pärwang, — war der Himmel bedeckt. Aber Jakob Geyer war nichtsdeſtoweniger froh, oft atmete er auf, tief, und es gefiel ihm dann ein Kirchturm oder ein Roß auf der Weide oder der Eiſenbahnzug, der unten im Tale ſchnaufte. Das Gefühl der Befreiung wurde von Stunde zu Stunde größer; oft bewegte er die Arme in der Luft, nur damit er ſähe, daß er lebte.

Er kam aus Erlengeſtrüpp, das ein Wildbachufer ſäumte, auf eine Wieſe. Ein Häuschen ſtand am Ufer, der Rauch flatterte aus dem Kamin. Und vorne, in der Wieſe drin, pfiff ein Bub. Er ſaß im Graſe und pfiff. Etwa vierzehnjährig war er.

Bald darnach kam hinter dem Hauſe ein älterer Mann hervor, der Junge ſtand aus der Wieſe auf und ging ins Haus hinein. Er brachte zwei Senſen heraus, ſetzte ſich auf die Bank und wetzte ſie. Sing, ſang, machte es.

Jakob Geyer war weitergegangen, er hatte ein paarmal in die Wolken hinaufgeſchaut, als wollte er nachſehen, ob die Sonne nicht durchkäme. Dann aber hatte er ſich umgedreht, und nun ſah er von oben, wie der Alte und der Junge in der Wieſe unten mähten. Sing, ſang, machte es.

Das verdüſterte ihn augenblicklich. Er ging ſofort ſchneller. Er ſtolperte hie und da, er lief in ein plötzlich ſich aufrollendes Netz von Gedanken. Ein Bauer mit einem Ochſenpaar kam daher. „Ho“ ſchrie er an der Wegbiegung. Da erſchrak Jakob Geyer, er kroch in den Wald hinein.

Als es Abend wurde, fuhr er ſich oft übers Geſicht. Aber es nützte nichts. Auch ſchlug das Herz unter dem Hemd ſtark, und auf der Bruſt ſaß eine böſe Beklemmung.

Ohne Überlegung fiel er bei Nachtwerden in den Hof, es war der einzige, der weit im Umkreiſe ſtand.

Ein altes Weib ſetzte ihm einen Teller Linſen vor. „In Gottes Namen!“ ſagte ſie unfreundlich. Darüber dachte Jakob Geyer nun mit einer grübelnden Schwere nach, umſtändlich; er ſaß da, wie er in der Zelle geſeſſen hatte, und ſtierte vor ſich hin.

Plötzlich aber legte er ſich zuſammen wie ein Blatt Papier über einer nahezüngelnden Flamme. Er hatte ſeinen Namen gehört.

Die Türe in die Stube hinein war offen, die Bauern redeten von ihm. Eine fette Stimme ſagte, das Gericht werde dreingeſchaut haben, als das Loch leer war. Und der Geyer werde lachen, wenn er in der Zeitung lieſt, daß ſie ihn nicht begnadigt haben.

„Da!“ ſagte die fette Stimme. Es ſtehe alles in der Zeitung!

Jakob Geyer keuchte. Sein Oberkörper lag platt über dem Tiſche. Aber nun rief eine ſchneidende Fiſtelſtimme in das Stubengemurmel hinein: „Von der Kommunionbank weg den Vater erſchlagen!“

Da riß er ſich wie einen Fetzen vom Nagel und ſtürzte in die Nacht hinaus.

Er lief die Nacht durch und den Tag durch.

Die letzten Kräfte des wiederangezündeten Innern ſetzte er jetzt ein. Oft lief er mit geſchloſſenen Augen; aber er war keineswegs ſtumpf dabei, er dachte ganz klar: jetzt muß es bewieſen werden!

Als er vor Pärwang ankam, war es ſchon finſter, aber weil er den Weg kannte, jeden Baum am Wege kannte er, tat er ſich ganz leicht. Er ſtand ſo auf einmal in der Haustür und ſchlürfte über den ſchmalen Gang. Und dann tat er ein paar ruhige Schritte und klinkte die Stubentür auf.

Als ſie ihn erkannten, — es war ſein Weib in der Stube, Jörg Heinzer, der Großknecht, die zwei Dirnen und der älteſte Bub, — ſchrieen ſie auf. Sie hatten, dem Fenſter zu, auf den Bänken gekniet und den Roſenkranz gebetet. Nun ſchrieen ſie auf und glitten von den Bänken.

Jakob Geyer aber trat ruhig näher, es focht ihn nicht an. Er trat genau an jenen Platz, genau wußte er, welche Diele es geweſen war, und ſetzte ſich nieder. Dabei langte er nach der Pfeife, die am Ofen hing.

Er wollte nun beginnen: „In der Oſterdienstagnacht, ihr ſeid alle ſchon ſchlafen ge-

weſen —" aber in dieſem Augenblick traf ſein Blick eine Kerze. Eine Kerze ſtand brennend auf dem Austragtiſch in der Ecke, vor einem merkwürdig leeren Platz. Der Platz war dunkel, die Kerze ſchimmerte in das Dunkel hinein, ihre Flamme zitterte.

Jakob Geyer ſtand auf. Sein Körper beugte ſich der Ecke zu, er wollte gehen. —

„Mörder!" ziſchte ihn die Flamme an.

Er wurde wachsbleich. Das Haar ſtieg ihm augenblicks zu Berg. Klebrige Strähnen ſtiegen aus der Schädelhaut empor, der Unterkiefer ſank tief in den Hals hinab.

Und der rechte Arm, unheimlich ſchlotterig, ſtreckte ſich nun nach den Menſchen aus.

Aber die ſahen die verzweifelte Gebärde nicht. Alleſamt hatten ſie die Köpfe auf den Tiſch gelegt wie vor etwas Entſetzlichem. „Mörder!" ſchrieen ſie aus ihrem Verſteck dem ſchlotterigen Arm zu.

Da fuhr der Arm an die Stirne. Und ſo, mit der Hand über den Augen, ging Jakob Geyer aus der Stube.

Seine Füße gingen ſo, als müßten ſie den Boden mit Zangen an ſich ziehen und mittragen,

und die Türe fiel ſchwer, nachtönend ins Schloß. Die verſteckten Köpfe hörten, wie er über den Gang ſchlürfte, er ſtieß an der Haustür an und riß ſich ſchaudernd von ihr los. Er fiel in der nun ſchrecklichen Haſt über die Schwelle.

All das hörten ſie. Aber ſie konnten ſich nicht rühren.

Er glaubte ſich von ihnen verfolgt und jagte. Die ganze Nacht wagte er nicht umzuſchauen, der pfeifende Sturm hörte ſich an, als ſchleifte er den Hof daher, racheſüchtig ihm nach. Das Haus zuerſt, ſchwerfällig, wütend. Es flog, den Wald knickend, dahin, immer ihm nach. Dann kam ein Rudel wahnſinniger Menſchen, bebaute Felder ſtülpten ſich auf, bogen ſich wie brüllende Gefahren über ihn, eine Egge krallte in ſeinen Rücken, den Wetterhahn, roſtig, bekam er in den Schädel, Jörg Heinzer und die Nachbarn, die beim Dreſchen geholfen hatten, ſtürzten mit ſauſenden Dreſchflegeln durch den Wald: „Mörder, Mörder!“

Er ſah im Mondſchein ein fliegendes Stück Land: Hütten, Zäune, Herden, Kirchen. Er riß die Hände vors Geſicht und jagte; das Land ſtöhnte: „Mörder, Mörder!“

Gegen Tagesanbruch fiel er wie tot nieder. Aber als er erwachte, würgte ihn die folternde Angſt nur noch ärger. Er ſah in der Ferne eine Kapelle und lief; zerſchunden und blutig kam er vor der Kapelle an. „Herr, Herr, Herr,“ ſchrie er, denn eine gierige Sehnſucht nach Sühne dampfte in ſeiner Bruſt, der Herr ſolle ihn rädern, blenden, ſiebenfach durchbohren — „wie den heiligen Sebaſtian!“ rief er und riß ſich das Hemd auf.

Er ſchlug ſich an die Bruſt. „Ich bekenne, ich hab ihn erſchlagen!“ Er krümmte ſeinen Rücken, ja, jetzt ſehe er ein, es ſei gleichgültig, warum — „aber ich hab ihn erſchlagen!“

Aber das nützte alles nicht. Und dazu verfiel er in eine tolle Furcht, er könnte zu ſpät ins Gefängnis zurückkommen. Sie nähmen ihn nicht mehr auf, und was täte er dann? Oft ſchaute er mit blutunterlaufenen Augen über die Berge hinaus, ob er nicht bald die Stadt ſehen könnte, und wenn er dann nur Berg hinter Berg ſah, trieb er ſich fanatiſch weiter. Er hielt ſich dabei allen Gehöften ferne, er brachte es zuſtande, zwei Tage und zwei Nächte ohne Unterlaß zu laufen und nichts zu eſſen.

Als er an die Halteſtelle Kardaun kam, denn zuletzt hatte er ins Tal herabſteigen müſſen, fiel die erbarmungswürdige Geſtalt dem Bahnwächter auf. Jakob Geyer hatte nämlich plötzlich den Einfall: nun fahre ich mit der Bahn! Als er dieſen Gedanken bekam, zog eine ungeheure Befriedigung in ihn, er lief ohne weiteres in das Wärterhäuschen und fragte, wann der Zug in die Stadt ginge?

Er ginge in einer Viertelſtunde, ſagte der Bahnwärter.

Da geſchah aber das, was Jakob Geyer, als er es erfaßte, peitſchte, peitſchte, peitſchte wie einen Verfolgten Gottes: er wollte nicht zahlen! Der Bahnwärter ſagte, die Fahrt koſte achtundzwanzig Kreuzer, und Jakob Geyer hielt ſeine Hand mit dem erbettelten Gelde vor ſich hin und klimperte damit und überlegte. Er überlegte tiefſinnig, ganz ruhig —: „achtundzwanzig?“ fragte er.

Der Bahnwärter fluchte.

Und Jakob Geyer brachte es nicht über ſich! Er drehte das Geld noch einmal um, er hörte es klimpern, und dann ſteckte er es entſchloſſen ein.

Er überſchritt, eigenartig lächelnd, das Gleis.

Aber, wie geſagt, kaum hatte er das Gleis überſchritten — nun trat das Blut des ganzen Körpers unter der Entdeckung ins Geſicht, und das Geſicht verlor alles Lebendige. Der Körper blieb ſtehen, wie Stein, dann aber griff die blauadrige Hand wie eine Heugabel in die Bruſt.

Und nun bewegte ſich der Körper gleichmäßig, wie der Körper eines gewöhnlichen Fußgängers weiter.

Es waren von Kardaun in die Stadt acht Kilometer, und Jakob Geyer brauchte dazu zwei Stunden wie ein gewöhnlicher Fußgänger. Er kam um neuneinviertel abends vor dem Tore des Gefangenenhauſes an, faſt gemächlich. Er hielt nur den Kopf geſenkt und atmete ſehr ſchnell und kurz. Aber er hatte noch die Kraft, an der Glocke zu reißen, und erſt, als er die Glocke anſchlagen hörte, drinnen im Hofe, ſetzte er ſich auf den Stein vor dem Tor nieder. Aber nun fiel der lange Körper blitzſchnell zu einem kleinen Bündel zuſammen.

Als der Gefängnisdirektor das Tor öffnete und Jakob Geyer erkannte, atmete er auf. Aber ſchon beim erſten Anrühren gewahrte er: der Mann war tot.

Ninnies Hochzeitsreiſe.

Eine Marotte war's, ja, gewiß eine Marotte von ihrem Mann, — aber eigentlich eine ganz nette. Man mochte ſich nicht viel Beſſeres wünſchen, als nie zu wiſſen, welches die nächſte Station auf dieſer Hochzeitsreiſe ſein würde, und dann plötzlich in Paris, in Madrid, in Marſeille, in Genf, in Berlin und dann in Wien aufzuwachen. Niemals ſchon vorher wiſſen, wohin, wohin, und dann auf einmal überall ſein, wo man noch nie geweſen.

Nun fuhr ſie von Wien in der gewohnten Heimlichkeit weiter, die Ninnie, und wußte ſchon wieder nicht, wohin. Ihr Mann, der lächelte unter der verhüllten Kupeelampe und ſchaute immer, ob ſie ſchon ſchliefe oder nicht, und — eigentlich, ſo dachte ſie, denn ſie ſchlief niemals, wenn jemand ſie anſchaute, eigentlich iſt all dieſe ſeine Freude nur die Freude über meine ſchlechte Geographie und mein bisheriges Herumſitzen in der langweiligen Stadt da droben in Galizien. Ja, darum lächelt er, denn er war überall, er iſt ein weitgereiſter Mann und ein ſehr nobler Mann und verſteht alles und freut ſich, daß ich eine Pomeranze bin, eine wirkliche Landpomeranze. Obwohl ich das

gar nicht bin, wenigſtens nicht ſo richtig, dachte ſie, — und da ſchob ſich in ihr halbſchlafendes Hindämmern ein Stück Vergangenheit ein, und Ninnie war plötzlich vor ſich ſelber die Tochter ihres verkrachten, polniſchen Vaters und die Tochter ihrer verſchollenen Mutter, und dann die Erzieherin im Hauſe ſoundſo und im Hauſe daundda, und ſo erſchien ihr zwiſchen Villach und Toblach leibhaftig der verkrachte Vater, die Hände in den Hoſentaſchen und die Zigarette zwiſchen den Lippen, und fluchte und ſchmeichelte ſchnell darauf, und weinte und bettelte und war kreuzvergnügt ſchnell darauf, — denn er war ein Edelmann, was den Leichtſinn anlangte, — und dann die Mama, die war tatſächlich mit im Kupee und hielt noch einmal die tränenreiche Abſchiedsrede zu ihrem geliebten Kinde, bevor ſie mit dem Grafen aus Warſchau auf und davonging. Und da war auch die Gouvernante mit zwanzig Gulden monatlich und ſchlechter Behandlung, und aus der wurde ein junges Ding, das gerade nicht zuviel Fond mithatte und vom Leben nichts wußte und darum immer nach dem Leben ſchrie; und darum, — ja, das mußte man ſagen, das mußte man ſich auf dieſer Hochzeitsreiſe immer

wieder ſagen: ſie hatte Glück gehabt, die Ninnie: Glück hatte ſie gehabt. Denn war es nicht ein Glück, daß dieſer —

Da blickte er eben herüber. Ja, es war ein Glück, — ſie würde ihn gleich anblinzeln, ſobald ſie das ausgedacht hatte, — es war ein außerordentliches Glück! Reich ſein und im Expreß fahren und Schmuck kriegen und angeredet werden: Frau Baronin, und es wirklich ſein, auch auf den Viſitenkarten, kurz überall, — und jetzt noch auf das Schönſte dieſer langen Reiſe warten: auf zwei Monate in einem Paradies, das irgendwo ſchon bereitſtand und von dem ſie gar nicht wußte, wo es war, — aber es mußte das Allerliebſte, das Intimſte und Heimlichſte ſein, irgendwo in Italien, das Gaſton ſo ſehr liebte, — und — —

Er richtete ſich auf, — — nein, noch einen Moment mußte er warten, denn das waren geradezu weltliche, tändelnde Gedanken geweſen, und das war es gar nicht, warum es ſo ein Glück war. Das war etwas ganz anderes, ja wirklich, — das war ſein Charakter und ſeine Güte. Seine — Vornehmheit, ſagte ſich Ninnie, und ſeine, — ja, man konnte es nur wieder Charakter

und Güte nennen, denn es war eben dies. Und es lebte ſich ſo zufrieden und ſtill mit ihm, — ſie hatte das gar nicht erwartet. Sie hatte, — ja das war richtig, — doch immer noch ein bißchen gefürchtet, er werde den Laszlo nicht ganz auslöſchen können, weil, — nun, es war doch eine große Paſſion geweſen, und ſo eine große Paſſion läßt ſich nicht ſo auf Geheiß und Willen ganz totmachen und zuckt immer noch nach, — aber, es war ganz gut gegangen, — er wußte ja auch nichts und fragte nie, und —. Ganz gut; denn hübſch war er genug und — das war auch ein Glück! — er hatte ebenſo ſchöne Hände wie der Laszlo, denn wenn er das nicht gehabt hätte, — und dann der Laszlo, das mußte man ſagen, der war ein Lump geweſen, — und es wäre auch nicht gegangen! Immer dieſe unnütze Sehnſucht und ſo ein Brennen nach ihm, und er war doch ein Lump, — und dabei wiſſen, daß er eine Andere, — nein! Wenn es noch ſo ſchön geweſen war, — das durfte man ja nicht vergeſſen, — aber hier, hier ſchwamm man in einem normalen, anſtändigen Leben, auch innerlich anſtändig, und — wenn Kinder kamen und ſo weiter, dann war man ganz ſo wie

alle anderen wohlgehaltenen Frauen, und gerade das — ja, das hatte man früher nicht gewußt, das war gut! —

„Franzensfeſte!“

Franzensfeſte? Ninnie fuhr auf. Heller Tag. Alſo hatte ſie geſchlafen. Franzensfeſte? Ja, ja, — ja freilich — aber damals war ſie von Innsbruck herunter gekommen. Da waren ſie nach ein paar Stunden weiter gefahren, — bis — bis? Es war vielleicht beſſer, nicht nachzudenken, ſondern —.

Der Zug fuhr ſchon wieder! Es war gewiß ſehr ſchön da draußen, denn vom einmaligen Fahren vor drei Jahren, da hatte ſie ja gar nichts geſehen. Aber Bozen — und — daran erinnerte ſie ſich doch noch — ſo ein Hotel am Bahnhof und der Roſengarten und eine warme, eigentümliche Luft —! Nein, erzählen, reden, fragen und ſich ein bißchen hätſcheln laſſen, das konnte man die paar Stunden, und hie und da auch etwas Liebes ſagen, oder im Reiſebuch nachſchlagen und, weil es ihn ſo freute, tun, als ob man nicht wüßte, wo man war: denn es ging doch nach Italien; wohin ginge es auch ſonſt, und gerade ſoviel durfte man doch verraten, daß man wiſſe, es

ginge von Bozen ſchnurgerade hinunter nach Rom. —

„Rovereto!“

Rovereto? Und Gaſton erhob ſich? Was erhob er ſich in Rovereto —? — und —

„Ninnie,“ — lachend ſagte er das, — „mach dich bereit; in fünf Minuten!“ —

Bleich war ſie geworden. Wie hieß doch das kleine Neſt — das von damals — das, wo — es war heiß geweſen und gegenüber ſtand eine kleine Kapelle auf einem Felſen!?

Und —

„Mori!“

Sie bekam Herzklopfen. Sie vermochte nicht gleich aufzuſtehen und ſie konnte Gaſton nicht recht helfen, denn es waren auch zwei Dienſtmänner da und die würden ja —; und wenn ſie nun ſagte, ganz einfach und beſtimmt, daß ſie weiterfahren wollte, weil ſie den Gardaſee — denn es ging nun doch wohl nach dem Gardaſee!?

Nein, nein, das tat ſie nicht! Faſt entrüſtet war ſie darüber. Ich, und mich fürchten? Ein paar Stunden nur, — und dann aufs Schiff, —

und — ja — ſehen wollte ſie die Villa Dorata, anſchauen wollte ſie die Villa Dorata, tapfer und kühl hinüberſchauen vom Schiff aus, wenn es ſchnell und entrückend vorbeifuhr bei Torbole, und dann in den Süden blicken, — als ob der die Zukunft wäre!

Das brachte ſie wohl zuſtande! Sie brauchte ja nur ſtill zu ſein und ſich von Gaſton erzählen zu laſſen, daß der kleine, dunkle See drüben der Loppioſee, und daß in Arco eine Lungenheilſtätte und in Riva das Palaſthotel wäre, denn das dauerte nicht lange, und der Zug, ſo langſam er war, vorwärts führte er doch und ohne daß man ihm half. Nur warten mußte man. —

Gaſton erhob ſich wieder.

Ninnie lachte zu ihm. „Nein, jetzt will ich keine Bonbons.“

Aber Gaſton lachte auch.

„Wir ſind gleich da!“ Und er griff wieder nach den Sachen im Netz.

Jetzt? Jetzt ausſteigen?

Sie ſah, wie Gaſton ein unerklärlich freudiges Geſicht trug, ein Geſicht, das ſagen wollte: „Kind, nun wirſt du bald ſtaunen!“ Und ſie ſah, wie er Stück für Stück aus dem Netz hob,

und wie eine breite Sonne über ihr Kleid fiel und auf Gaſtons Hand und auf ſeinen Trauring, und ſah das alles und kam ſich vor wie eine Verfolgte oder wie eine, die plötzlich gefeſſelt und geknebelt wird und ſich nicht wehren kann, weil ſie ſtumm iſt.

„Nago-Torbole!“ —

Ninnie ſchritt wie im Rauſch neben Gaſton her. Es wurde, es mußte, ja, — es mußte wohl alles verändert ſein in Torbole, unterdeſſen, in drei Jahren — drei Jahre ſind eine ſchöne Zeit, und am Molo hielten wohl noch alle Schiffe an, ſo daß man ſchnell weiterfahren konnte — und der alte Fiſcher und ſeine drei Buben — wie hieß er denn, der alte Mann, der immer das Boot vermietet hatte? — wie hieß er denn? — die ſind vielleicht ſchon geſtorben? Er, der Alte, — wie hieß er denn? — der mußte doch ſchon geſtorben ſein, und die Söhne waren vielleicht ausgewandert?! Wandern nicht alle aus in — nun wußte Ninnie auf einmal nicht, ob Torbole ſchon in Italien liege.

Blau, azurblau war der Himmel, und Gaſton ging ſtill neben Ninnie her und ging auf einmal ſchneller. „Warte, bis ich rufe,“ ſagte er noch,

und verſchwand um die Felſenecke. Und Ninnie lachte und weinte jetzt, denn nun war ſie allein auf der ſtaubigen Straße und in der Sonne und ſah ihren Schatten und wollte ſich beſinnen, — aber da rief er ſchon.

Dann ſtand ſie mit ihm vor dem großen See, der in der Nachmittagsglorie ſchwieg und ſchlief und drei einzige Segel leicht anblies, und unten war Torbole, und die grauen Oliven flüſterten ein bißchen, ſo ſtill, ſo entſetzlich ſüß, ſo vergeſſend, ſo erinnernd, und weit, weit draußen war blau und ferne, ein Wunder im Waſſer, der Monte Caſtello.

Ninnie ſchloß nicht die Augen. Sie hatte ſich aufgeriſſen, als ſie Gaſtons ruhige, ſanfte Stimme vernommen und den ausgebreiteten Arm geſehen hatte, mit dem er den ganzen See abfuhr und jeden Berg berührte und jede Olive grüßte und jedes Haus beſchrieb, und folgte mit ihrem Blick, der jedes Haus und jede Olive und jeden Berg und jede Welle ſo gut kannte, ſo gut, dieſem Arm, und redete an ihr verzweifeltes Herz ſchnell und immer wiederholend eine Litanei von Worten, die es beruhigen und kaltmachen und erkennen laſſen ſollten, daß all die

dumme Angſt ein gräßlicher Unſinn ſei, weil ſie doch lange ſchon vergeſſen und vergeſſen hatte, und weil ſie Gaſton ja liebte.

Und mit dieſem Mut ſchritt ſie am Arm ihres Manes, der von der Freude auf die letzte, wohlvorbereitete Ueberraſchung glühte und faſt lief, ins Dorf hinab, und wenn ihr ein Baum oder ein Fenſter oder eine Aufſchrift oder ein Geſicht blitzhell den Einzug von damals vors Auge malte, zwang ſie ſich, ſchon tapfer geworden, feſt in die heiße, wunderſchöne Welt zu ſchauen. Und als dann die Straße den letzten Bug überwand, und hinter den Zypreſſen, ganz an den Wellen des Sees, von Roſen umblüht, das Haus erſchien, das Haus mit den roten Wänden und der weißen Terraſſe und dem ſchwarzen Balkon auf das Waſſer, das Haus von damals, — die Villa Dorata — ſchlug ſie zuerſt die Augen nieder und dann wieder auf und blickte es an — und —

Nein, das gelang nicht! Denn es war plötzlich etwas ganz Neues dort in der Bruſt drin, etwas ganz Neues, — das war nicht Erinnerung, nicht Nachklang, nicht Widerhall, — das war etwas, was ſie von Gaſton trennte und vor ihm

falſch und feig machte, weil er nichts wußte. Und nun lief auch Ninnie, weil die engen Gaſſen von Torbole ſie zu verbergen verſprachen, und weil dort ein Hotel ſein mußte, in dem man warten konnte, bis das nächſte Schiff ging, — denn bleiben, bleiben — um Gotteswillen, nein, — hier bleiben, das konnte ſie nicht! — So lief ſie. —

Und da war wirklich das Hotel! Wie erlöſt blieb Ninnie ſtehen, als Gaſton nach links bog.

„Gaſton, hier iſt das Hotel"

Aber Gaſton lachte. Mitten in der Sonne ſtand er vor ihr und kam die paar Schritte zurück und nahm jetzt ihren Arm, und zog ſie weiter. „Nun ſind wir gleich zu Hauſe," ſagte er und zog die zu Tod Erſchreckte fort, eine dunkle, bildhübſche Gaſſe hinauf und dann einen ſchmalen Uferweg entlang, einen Uferweg, auf dem Ninnies Füße kaum mehr weiterkonnten, und blieb endlich ſtehen und zeigte mit ſeiner ſchönen Hand überglücklich auf die brennrote Wand, die ganz nahe vor ihm ſtand und in den See hinauslachte, und ſagte:

„Die Villa Dorata! — Hier werden wir bleiben, Ninnie, — iſt's da nicht wunderſchön?"

* * *

Ninnie war durch den dunkeln Flur die Treppe hinaufgekommen, ſie wußte nicht wie. Mit ganz bleichen Wangen und zitternden Knien und der erlöſchenden Kraft der letzten drei Stunden. Dann hatte ſie Gaſton in die Zimmer geſchoben, der Reihe nach, und matt lächelnd und entſetzlich müde ging ſie hinter ihm her und blickte aus jedem Fenſter und ſah ein jedes Ding und erkannte in ein paar Blicken alles, alles; die in gelb-blauen Streifen gemalten Wände, die alten Stuckplafonds und jeden Tiſch und jeden Stuhl und eine alte Uhr, die geräuſchvoll pendelte und einen Venezianerſpiegel, der halb blind war, und was über den Möbeln an Teppichen und Stoffen und Vaſen war, das war von Gaſton, aber verbergen konnte es nichts. Vor dem Fenſter neben dem Balkon ſaß ſie eine lange Zeit verſunken und leblos und ſchaute ins Waſſer hinaus, über dem der Himmel des Sonnenunterganges blendete, und wollte eine einzige Minute lang nachſinnen und konnte es nicht. Ein Gefühl verſtändnisloſen Umherirrens ſaß betäubend in ihr, und wenn Gaſton ihr nahekam und faſt ſchon fragen wollte, was ſie denn habe, ſah ſie Laszlo, ihren ſchönen, jungen Laszlo, der vor langer, langer

Zeit ſie hierher geführt hatte für elf heiße, brennende Tage! Und ihre Hochzeit und alles war nicht mehr wahr und war eine Täuſchung, — denn ſonſt hätte er jetzt nicht kommen können, der Laszlo, bei der Tür herein, daß ſie ihn ſah, blond und mit dem lachenden Munde und mit dem Sieg über ſie in den braunen Augen, — und ſonſt hätte ſie jetzt nicht wiſſen können, daß ſie ihn nie vergeſſen hatte, nie. Von dieſen Tagen und Nächten in der Villa Dorata hatte ſie gelebt, und ſie hatte ſich's eingeredet, daß ſie Gaſton liebe, und ſie hatte geglaubt, er werde die Erinnerung und die Sehnſucht auslöſchen können, — und nun war alles nicht wahr!

Laszlo ſtand da und er hielt den Arm um ſie und er beugte ſich nieder und küßte ſie. Küßte ſie lang und ſchwer und führte ſie, gebeugt faſt vom Glück, das ſie hungernd ſo lang geſucht hatte, in den Abend hinaus. Und wenn ſie kamen, — der Mond ſchien und alle Fenſter ſtanden offen und im Plafond des Schlafzimmers beſchien der Glanz des ruhenden Sees die drei Amoretten, die um ein goldenes Band ſich ſchwangen, auf dem ſtand zu leſen: viva l'amore.

Stand noch zu leſen: viva l'amore?

Da ging Ninnie wieder von einem Zimmer in das andere, denn Gaſton redete unten im Flur, wo die Madonna in einer Niſche hing, mit irgendjemand, und entdeckte in dieſem zweiten Gang noch immer viel mehr, immer viel mehr, — und zuletzt auch das viva l'amore.

Und ſah jede Szene, jede kleine, von der Stunde des Morgens, da Laszlo ſie verſchwiegen als ſeine Frau in das Haus hereingelogen und ſie der alten Hausbeſorgerin — Detta hieß ſie, richtig, Detta hieß ſie! — mit den lachenden Worten vorgeſtellt hatte: „mia sposa, mia sposina adorata“ —, jede Szene, jede, jede bis zu jener Nacht, in der ſie, heiß von der Schönheit des Sichverſchenkenmüſſens, ihm alles gab, was ſie hatte, alles, was er wollte, und wirbelig von der Angſt, ihn jemals wieder zu verlieren, ſagte: „Geh' nicht mehr von mir, Laszlo, — tu' was du willſt mit mir, aber gehe nicht mehr!“ und bis zu jenem Regentag, da ſie, bleich und müde, müd von Liebe, bleich vom Abſchied, mit ihm die weiße Straße nach Nago wieder hinaufgeſtiegen war und mit heißen Augen die Villa Dorata noch grüßte, denn nun ging es ja zurück in den Winter, — alles, alles, ſah ſie.

Und weil ſie Gaſton unten reden hörte, noch immer, haßte ſie plötzlich ſeine Stimme und ſtellte ſich vor, wie er ausſah — häßlich war er; alt war er und grau war er und welk, und ſie konnte nimmermehr, nein, nimmer ihm gehören, — und ehe ſie unter dem viva l'amore ihm gehörte, wollte ſie, wollte ſie —

Da lief ſie der Treppe entgegen. Sie war verfolgt, denn hinter ihr ſtand Laszlo mit ſeiner tollen, großen Liebe, mit der brennenden Glut ſeiner Liebe und wollte ſie halten, und unten, — unten ſtand Gaſton, der nicht wußte, und wenn er wüßte, vielleicht —! Was würde er tun, wenn er wüßte? Würde er ſagen: „Du, gehe!!?“ oder würde er ſie halten und küſſen und unter das viva l'amore ziehen und ihr ſagen: „Du biſt meine Frau?“ Und — oder würde er? —

Und ſie? Was ſollte denn ſie? Ihm ſagen, daß ſie — nein, nein, das nicht, das niemals, — oder ihn bitten, er ſolle ſie fortführen, weil ſie nicht bleiben konnte, oder — ja, warum konnte ſie nicht bleiben? Sollte ſie fliehen, ſollte ſie doch noch eine Nacht —?

Nein, nein, keine Nacht mehr, keine einzige!

Keine einzige Nacht! —

Sie ging die Treppe hinab. Ganz langſam, vier Stufen. Und auf einmal der Gedanke: wenn die Detta noch da wäre! Da ſtockte ſie ſtill. Wenn die Detta noch da wäre!

Sie hörte ihr Herz klopfen und konnte nicht vor und nicht zurück und ſah, wie ihr Fuß feſtgebannt war auf der grauen Stufe und mußte doch lauſchen. Sie lauſchte ganz Ohr und rührte ſich nicht, und — war das eine Männerſtimme? War das eine Frauenſtimme? War das —? Das war der Diener, der am Tor geſtanden hatte, als ſie hereingekommen war. Das war er, er hatte eine ſcharfe, ſtarke Stimme. „Herr Baron," ſagte er, „und wegen des Bootes?"

Wegen des Bootes? — Wegen des Bootes?

„Da iſt der alte Filippi," antwortete Gaſton, „drüben am Hafen. In der Oſteria iſt er zu finden. Nur meinen Namen, dann kommt er gleich. Er ſoll um acht Uhr anlegen."

Filippi? Der alte Filippi? Der alte Filippi?

Ninnie tat einen Tritt zurück.

Der würde kommen, der alte Filippi und — ſie erkennen! Heute ſchon, um acht Uhr, in einer Stunde!

Sie taſtete ſich an den Geländern entlang, leiſe, leiſe.

„E per la cena, Signor?“

„Per la cena, Detta? Spetta —!“

Gaſton! Gaſton redete ſo!

Gaſton ſprach mit der Detta! Die war da! Die war noch da! Auch die wird — Heiliger Gott, der alte Filippi und die Detta, heute noch, heute noch, in einer Stunde, werden ſie kommen und ſie erkennen, und — vielleicht ſchweigen, — aber vielleicht auch reden von der sposa adorata, von ihm, von ihr, von —

Ninnie ſprang. Sie ſprang die drei Treppen zurück und hatte einen ſchnellen, hellen Gedanken, während ſie ſprang, einen Gedanken, der wie ein pfeifender Schuß in ihr ſteckte und ſie trieb, und lief in das erſte Zimmer. In das Zimmer, wo der Tiſch gedeckt war, und rannte den Tiſch faſt um und ſtolperte an der Schwelle zum zweiten und flog unter dem viva l'amore wie eine Gehetzte in das Gemach gegen Süden. Die Terraſſentür ſtand offen und doch ſchlug ſie an das

klirrende Glas und glaubte ſich ſchon erraten und gefaßt und atmete eine Sekunde lang auf, bevor ſie vom flachen Dache hinab in den Garten ſprang.

Sie ſtand ſchnell auf, unten, und raffte die Röcke und vernahm eine zuckende Stimme in der Bruſt, die bat, ſie ſolle ſie hören; aber ſie hörte ſie nicht, ſie hörte ſie nicht und lief durch den engen Garten, an drei Zypreſſen vorbei und dann hinaus an das Ufer. Immer dem Bergſaum entlang, damit ſie vom Dorf keiner ſehe, immer mit fliegendem Atem, mit brennenden Füßen, immer weiter, immer ſchneller, immer wahnſinniger, um die Naſe des Hangs, der in den See ſtürzt, über die vorletzte Dünung, über die letzte Dünung, und noch einmal weiter — und dann mitten hinein in den See.

* * *

Neun Tage lang ſuchen ſie die Ninnie. Neun Tage lang. Alle Boote ſind draußen, ein Taucher iſt da, neun Tage lang ſuchen ſie. Und finden ſie nicht. —

Im „Cavalletto“ am Hafen, hinter ſeinem Wein, ſitzt der alte Filippi mit ſeinen drei Bu-

ben. Bei Nachtwerden kamen ſie vom See. Sie reden nichts. Der alte Filippi preßt und knetet und dreht ſeine ſchwarze Toscana und ritzt das zwölfte Streichholz zuſchanden. Die Toskana iſt naß und der alte Filippi zieht und zieht und ſie brennt nicht.

Dann brennt ſie, und der alte Filippi raucht und ſchaut, halb zufrieden und halb ungläubig, auf die brave Toskana.

Dann ſtößt ein Fiſcher hart zur Tür herein, ſchmutzig und triefend.

„Niente!“ ſagt er und wirft ſich auf die Bank. —

— — — —

„Eh,“ lacht der alte Filippi und zieht und zieht, „eh, l'é na vita, che digo, che no'l rimanda mai più!“ *)

*) Ein Menſchenleben lang ſag' ich's ja, daß er (der See) nichts mehr zurückgibt.

Die Gebeugten.

Was Maria und Lukas ſo zueinanderzog, war, daß jeder von ihnen am anderen ſah, wie er unglücklich war. Das wirkliche Gefühl der Unglücklichen bedarf keiner heftigen Äußerungen. Maria war ihrem Mann zugetan, weil ſie genau einſehen gelernt hatte, daß er an ihrem Unglück nicht die Schuld, ſondern daß er nur eine von deſſen Urſachen war. Und die beiden Kinder, Lila und Fredi, die konnten ja noch weniger etwas dafür, daß ſie oft weinte oder trüb und hoffnungslos aus dem Fenſter blickte. Das Schwere, das lag wohl in ihr ſelber; früher Unverſtand, jugendliche Blindheit, unwiſſende Wallung des ſehnſüchtigen Herzens hatten ſie einem unlöslichen Lebenskreis vermählt, ehe ſie zum klaren Erkennen ihrer einzigen Lebensmöglichkeit gekommen war.

Das alles verſtand Lukas, wenn er je und je mit ihr zuſammenkam. Es waren niemals bequeme, ſorgſam ausgewählte Stunden, die ſie einander näherten, Maria kam mit ihrem Mann in Lukas' Haus, oder Lukas mit Ellen in Pauls Haus, oder ſie nahmen zuſammen eine Loge im Theater, oder machten Sonntags vereint einen

Spaziergang über Land. Allein zuſammen waren ſie alſo höchſtens für Minuten. Aber Unglückliche verſtehen einander nicht nur leichter als Glückliche, Unglückliche, deren tiefſtes Leid Ketten ſind, gegen die nur die Überkraft der freiheitsfordernden Jugend noch kämpfen könnte, verſtehen einander in den banalſten Situationen, weil gerade dieſe die wahrheitsgetreueſten Schilderer ihrer Ketten ſind.

Solche Menſchen haben auch die größte Scheu davor, andere unglücklich zu machen, und die volle Überzeugung von der Nutzloſigkeit ſolchen Beginnens. Wer weiß, daß nur ein anderer ſeinem Glück im Weg ſteht, der kommt nicht zur letzten Weisheit der Unglücklichen: der Ergebung, ſondern dem iſt der gegenwärtige Zuſtand nur deshalb ſo düſter geſchwärzt, weil er ſtets die Helle vor ſich ſieht, die Selbſtbefreiung noch ſchaffen könnte. Dieſe Helle aber ſahen Maria und Lukas nimmer vor ſich.

Lukas hatte Ellen geheiratet, als das Feuer ſeiner Künſtlertalente daran geweſen war, ihn zu verzehren. Vielleicht hatte er vom geſitteten Vaterhauſe die Angſt vor jeder Bohème, ja ſchon vor dem vollen Ausleben des eigenen Ich,

vor dem Begriff „Künſtlernatur“ mitgenommen. Ellen war, als ſeine Bilder zum wilden Spiegel ſeiner erotiſchen und großzügig-phantaſtiſchen Abirrungen und ſeiner ſouverän ſich gehenlaſſenden Undisziplin iertheit geworden waren, wie ein Gegengift vor ſeiner Seele erſchienen, die davor zurückſchreckte, die rechte Grenze zwiſchen dem Prieſtertum und der Teufelsfreiheit der Kunſt zu ziehen. Und tatſächlich bekamen ſeine Bilder nach mehrjähriger Ehe etwas Gegliedertes, Erwogenes, etwas Sauberes, das nur der Ausſtrahl von Ellens charakterfeſter, gerader und blanker Natur ihnen angehaucht haben konnte. Und ebenſo wie Maria, die in ihrer vorehelichen Zeit an Träumen nach fernen Himmeln und Erden, nach der Sammlung all ihrer vagen Gefühle in den ſchöpferiſchen Kern einer Idee ſchwer getragen hatte, bereits nach dem erſten Kind ihrem Paul dafür dankte, ihr anſtatt der Träume Wirklichkeiten gegeben zu haben, die nun wie ragende Pfeiler zu Seiten ihres Weges ſtanden und dieſen wieſen, küßte Lukas oft die feine Hand ſeiner Frau, die ſeine unverkäuflichen Kompoſitionen zu verkäuflichen Bildern gemacht hatte.

Aber noch ein paar Jahre .... und dieſe Illuſion war erkannt! Sahen es Maria und Lukas zuerſt mit Entſetzen, daß aus der ſcheinbaren Fülle greifbaren Gatten- und Familienglücks untötbar wieder ihre, jedweder Begrenzung feindliche Künſtlerſehnſucht emporgetaucht war und nun weder von der ſchlafzimmerlichen Beſtimmtheit dieſes Glücks, noch von den mutigſten Verſuchen, es ſich als endgiltigen Rahmen ihrer Leben einzureden, weiter unterdrückt werden konnte ... zuletzt fügten ſie ſich willig darein, dieſe unbeugbare Macht als das Einzige zu lieben, was ſie ganz noch lieben konnten,... vielleicht weil ſie ſie inſtinktiv als ihr Eigenſtes erkannten, als das, was nur zu ihnen allein verwandt ſein konnte und wollte. Die Tage ihres Unglücks aber begannen erſt mit jenem Augenblick, in dem ſie das nimmer nur inſtinktiv, ſondern bewußt feſtſtellten, und ſich trotzdem nicht mehr von ihren Kreiſen abkehrten.

Jeder, der ſeine Heimat verloren hat, ſucht zuerſt eine neue. Wer geirrt hat, will zuerſt den Irrtum ausbeſſern. Denn die Erkenntnis, daß wirklich Verlorenes niemals wieder ganz erſetzt, und einmal gegoſſene Form nicht beliebig zer-

trümmert und neu gegoſſen werden kann, rückt erſt viel ſpäter an. Und ſo war es zu erklären, daß, wenn Lukas ſeine Einſamkeit als Ausſchluß von jeglicher Freude, Maria, die ihre als langſam niederfallenden Tod empfand, ſie einander ſuchten. Die Liebesbeziehungen zwiſchen Menſchen verſchiedener Ehen haben, wenn dieſe Menſchen mit ihrem anfordernden Alltag in der Ehe ſtehen, nicht dieſelben Ausdrucksmittel und Entwickelungszeiten, wie die Verliebtheiten aller Epiſodenſucher.

Lukas und Maria war mit einem verſtohlenen Händedruck, einem kühn wagenden Blick oder einem günſtig gefügten Alleinſein in ſicherem Zimmer nicht zu helfen. Sie hätten ohne weiters den lächerlichen Kontraſt zwiſchen ſolchen Lappalien und dem in ihrer Ehe verankerten Pflichtzwang gewittert. Aber wenn Maria in Lukas' Atelier ſtand und weder lobte noch tadelte, aber mit entſchleiernden Augen den Kampf erkannte, den hier Genie gegen Verflachung ausrang, oder wenn Lukas ſie von ſeinem Fenſter aus im Garten unter der Feberſonne gehen ſah, ſtill und gefaßt, und wußte, daß der Herzſchlag der Unausgefüllten weit hinausdrang

in die ſtummen Geſetze der Natur, die Blumen und Frühling ebenſo werden läßt wie Leid und Zorn, dann mochte es ſein, daß beide ahnten und dachten, ſie könnten ſich gegenſeitig erlöſen.

Der März kommt aus tiefſter Erde, aus tiefſtem Waſſer und aus tiefſter Luft, ſprunghaft, mitten aus glatt ſich abwickelndem Winter, und wirft zu plötzlichem Chaos Stillſtand, Entwicklung und Zukunft durcheinander. Nicht nur ſenſible Naturen folgen dem Ruf vorzeitig drängender Knoſpen, verfrühter Sommerhimmel und voröſterlichen Schwalben. Auch Lukas und Maria wurden von dieſen ſturmfreudigen Tagen unverſehens aus dem Gleichgewicht gehoben, das ihnen die beharrliche Stählung der Treue gegen ihr Leben geſchaffen hatte. Plötzlich ſahen ſie das Geſicht ihres Lebens häßlich, und ſo ängſtlich ſie nun nach etwas ſuchten, was es verſchönen ſollte, . . . ſie fanden nichts mehr. Bisher war Ellens klare Stimme, die faſt zweckmäßige Geradheit ihrer Gedanken und ihre blonde Mutterſchaft für Lukas der Arm geweſen, der jeden jähen Drang der Empörung kraftvoll am Aufſtehen gehindert hatte. Paul, Marias Gatte, hatte in ſeiner angeſtrengten Sorgfalt, ihr ein behagliches

Heim zu ſichern, und ſeine trockene, grundehrliche Seele ihr unentbehrlich zu machen, immer eine Beſonnenheit auf ſie gelegt, die den Glanz ihrer werbenden Perſönlichkeitsträume zweifelhaft machte. — Jetzt war von all dieſen Hemmungen nichts mehr zu ſpüren! Die Wände des eigenen Hauſes, der eintönige Schritt des eigenen Tags wurden in beiden Seelen zu Unerträglichkeiten. Die Worte der Güte und Tapferkeit kamen nicht mehr aus ihrer Bruſt, und flüchteten ſie zuletzt zu den Kindern, dann ſtaunten ſie nur über die Verlogenheit des Sprichworts, das ſagt: Kinder kitten jede Ehe zuſammen. Denn auch die Kinder hatten ſie nicht erſchöpft und nicht feſtgeſtellt . . . ihre Naturen waren noch immer unvergeben und frei!

Wenn ſie ſich jetzt ſahen, waren ſie verlegen. Maria kam nicht mehr in Lukas' Haus, er nicht mehr zum Freunde. Anſtelle der Freundſchaft zum Gatten des anderen trat ungerechter Haß. Mit Mühe behielten ſie vor den ihrigen ein helles Geſicht, und nur die kurzſichtige Vertrauensſtärke Ellens und Pauls konnte es zuſtande bringen, von dem, was in Lukas und Maria wogte, nichts zu ahnen. Lukas malte auch nicht

mehr, und Maria ſtand länger als je vor dem offenen Fenſter und trank die Märzluft; gierig und nimmer geduldig. Und ſo bedurfte es nur einer zufälligen Gelegenheit, um ſie zu einander zu führen, denn beider Gedanken ſchritten ſich ſchon zielgerade entgegen und wußten ſich von der Verſuchung umlauert, eine ſolche Gelegenheit gleich beim erſten Sich-Darbieten zu erfaſſen . . . .

An einem der letzten Märztage verreiſte Paul, und Lukas erfuhr es. Er ließ noch zwei Tage verſtreichen, am dritten aber ſchickte er Ellen mit den Kindern zum Beſuch in die Nachbarſtadt, und als aus ſeinem Atelier die Mittagſonne wegſtrich, war er entſchloſſen. Er rannte aus dem Hauſe, ſchritt eilig durch den Garten und klingelte endlich mutig vor Marias Tor.

Sie war erſtaunt, und ſie war auch nicht erſtaunt. Sie ſtand, als er eintrat, mit fliegenden Pulſen im hellgelbſonnigen Korridor. Angſt und Seligkeit zugleich pochte ihr Herz. Aber als Lukas, der lächelnd ſeinen Hut in der Hand hielt, nach langem Befangenſein ſagte: „Gehn wir zuſammen in die Sonne!“ lachte ſie froh und war gleich bereit.

Sie gingen durch die Sonne. Zwiſchen der kleinen, funkelnden Stadt und den umgürtenden Bergen lagen kahl die Rebgärten. Die Böden waren ſchon grün, die Weidenruten, mit denen die alten Weinſtöcke an die Pergelpfähle gebunden waren, glänzten fröhlich, und der hellblaue Bach, der zwiſchen ſchimmernden Nachmittagsufern dahinrann, ſtrahlte alle Luft des Lenzes aus ſeinen Wellen. Und wo ſie ſchritten, und wohin ſie ſchauten, überall redeten Stimmen der Wiedergeburt, . . . niemals ſo inbrünſtig waren Lukas und Maria von der Glorie des Kampfes ergriffen worden, den die Beſcheidung des Winters und die Herrſchſucht des neuen Erdbluts alljährlich miteinander fechten. Aber, ſo wie Menſchen, die in der nächſten Stunde von ſich das Wunder erwarten, das weit über allen Schönheiten der Welt ſteht, auch die zauberhafte Szenerie für noch zu wenig würdig deſſen halten, womit ſie ſie zu füllen reich genug ſind, ſo ſchritten Maria und Lukas von der Gruppe grünender Fliederbüſche weg über die tanzende Brücke, wo der Blick offen ſtand nach der Unendlichkeit von Himmel, Bergzug und Gartenwelle, weiter hinaus in das freie, ſonnüberflutete Land, und ſagten jeder zu ſich: noch nicht, . . . noch nicht! . . .

Als dann die Sonne nicht mehr hoch über dem Bogen der ſchneebereiften Duglia ſtand, fand ſich mitten im erſten Grün geräumiger Wieſen ein alter verlaſſener Bauernhof, über den noch kahle Nußbaumäſte ſich breiteten, . . . und an der Sonnenſeite des verwitterten Gemäuers eine gebleichte Bank. Darauf ließen ſich Lukas und Maria nach langem Zögern nun nieder. Und jetzt, ſo fürchteten, ſo hofften ſie, würden die Herzen, die im ſtummen Gang nebeneinander ſo ſchwer und klopfend geworden waren, alle Laſt ſprengen.

In beiden war dieſe Gewißheit, und beide wagten darum kaum, ſich zu bewegen. Denn jede Änderung ihres Blicks, der ſtarr hinausgerichtet war in die Weite des ſüdlichen Abends, jedes Wort, auch wenn es Unbedeutendes ſagte, mußte nun die monatelange Reifezeit ihrer gegenſeitigen Sehnſucht verraten, die winteröde Hinnahme ihres kalten Schickſals, und die noch jugendlich drängende Wildheit des Begehrens nach einem neuen. Und ſo ſchwiegen ſie fiebernd, gewiß jeder des anderen Bewegungsloſigkeit verſtehend, und fühlten immer deutlicher, wie dieſe erträumte Stunde nun die größte Bedrängnis

wurde von allen, die ſie zuletzt, jeder einſam, gekoſtet hatten.

Es war ein ſonderbares Eintreffen, daß, als endlich Lukas, ſich nimmer beherrſchend, Marias Hand ergriff, die Sonne jäh aus der goldenen Wieſe verſchwand. Schnell, um nicht zu ſagen, eilig, ſank ſie hinter den ſchneeblauen Kamm der Duglia unter. Lukas bemerkte es, Maria bemerkte es. Sie ließen die Hände beiſammen, aber das Wort, das ſie nun endlich hätten ſagen können, ſprachen ſie nicht mehr aus. Wie von einer Viſion wurden ihre Augen, nein, ihre ganzen Menſchen, gefangen genommen vom ſchrittweiſen Rückzug des Lichts, das zuerſt das ebene Rebland des rechten, dann das des linken Flußufers verließ, dann die jenſeitigen Porphyrwände der Berge mit ihren Kapellen und Schlöſſern zuckend angoldete und zuckend dann blaute, endlich in den noch gelben Hochwaldlärchen der Rücken rote Feuer anfachte, raſch wieder löſchte, und ganz zuletzt im Himmel garbenaufzündend erſtarb. Dann, als das geſchehen war, löſten ſie kurz ihre Hände. Und hatten nun wieder die volle Sicherheit des Blicks, die uneingeſchränkte Freiheit der Bewegung, — und als hätten ſich auch ihre See-

len von einander losgeriſſen, auch wieder die klare Sehkraft des erkennenden Gedankens. War es das Sterben des Lichts geweſen, das ihnen urplötzlich geſagt hatte, daß ſie nimmer einen Menſchen ſuchten, der ſie ergänzte, daß keiner mehr ſie zu ſeinem Teil machen könnte, ja, daß auch die brennendſte Liebe ihnen nicht mehr aufhelfen würde? Oder war es die ſichtbare Alleinherrſchaft des Schattens, der in ſeinem rückſichtsloſen Verdrängen des Lichts darlegte, daß die Sonne nur ſeine Unterbrechung, nicht aber ſeine Beſiegung war? Denn jetzt traten ihre Seelen in jeder vorrückenden Sekunde entſchloſſener von der Reiſe zurück, die ſie heute unternommen hatten, und kehrten heim in die unabänderliche Einſamkeit ihrer Leben, weil ſie ſie jetzt als unabänderliche erkannten . . .

Maria erhob ſich zuerſt. Einen Augenblick lang ſtand ſie vor Lukas, mit herabhängenden Armen und geöffneten Händen, wie das Bild der Armut ſelbſt. Dann folgte er ihr, ſie ſahen ſich an, verſuchten freimütig zu lächeln, und lächelten zuletzt wirklich. Dann aber, während ſie über die Wieſen hinſchritten, dem Damm des Fluſſes zu, der ſie heimführen ſollte, legten ſich

ihre Blicke immer tiefer und verwandter auf die in Dämmerung verſinkende Landſchaft, und ohne ein Wort zu reden, ließen ſie die langſam vorbeiſchreitenden Bilder ſich zukommen. Wer gläubig iſt, richtet in Stunden verſagender Lebenskraft ſeinen Blick noch zu Gott . . . wer nimmer glauben kann, bindet verzweifelt die entfliehende Hoffnung an die ſichere Exiſtenz der ſichtbaren Dinge. So ſpielten die dunkel geduckten Berge, deren Fels unter aufſprießendem Wald gewiß und feſt war, die Lichter aus der Stadt, die die Stadt bewieſen, und der leiſe Hall der Tritte im Dammgras den Schreitenden die Melodie vor, die mit der Melodie ihrer Seelen voll harmonierte. Und je länger ſie ſtumm nebeneinander heimgingen, um ſo größer wurde in ihren lauſchenden Tiefen, die keiner Lüge mehr offen waren, die Gewißheit, daß das Leben, mehr als ein Wettſtreit ums Glück, die Notwendigkeit des Geſchöpfs iſt, ſeine Träume jeweils an der ihm innewohnenden Kraft zu meſſen.

Auf der Brücke, als ſie über die ſchwingende Brücke in die Hut der Stadtgärten eintraten und ſchon nicht zu ferne die Lampen aus ihren Häuſern blinken ſahen, begann Maria zu reden. Nach

dem erſten Satz, den ſie ausgeſprochen, ward ihr bange, denn ihre Worte waren unvermittelt in das Schweigen geſprungen, und ſie wußte nicht einmal, was dieſe Worte Rechtes beſagten. Aber als ſie an Lukas' Gegenrede wahrnahm, wie er es verſtand, daß ſie nun einander ſagen konnten, was ſie wollten, da ſie ſich eben von ſich nichts ſagen konnten, ward ſie darüber froh, und im halb mühſeligen Gang durch die Pergeln, die von Gräben und Dämmen gekreuzt waren, redete ſie weiter, wahllos, von den Kindern, vom Frühling, vom Mond, der nun über den Oſtbergen aufſtieg, und ſo kamen ſie, faſt ohne es zu merken, weiter, immer weiter, und ſtanden plötzlich vor Marias Tor.

Hier ſchienen ſie eine Weile zu zögern. Sie ſtanden unbeweglich und unentſchloſſen, ſo, als käme nun wie eine jähe Woge die Beſinnung über die letztverrauſchten Stunden an ſie heran, und als wieſe ein ſtarker Arm hinauf zu den Mauern des Hauſes, vor dem ſie zögerten, und zu den Mauern des Nachbarhauſes drüben im Dunkel, und ſagte: das war euer letztes Entrinnen, . . . nun gewöhnt euch daran, in der troſtloſen Sicherheit vor allen eueren Träumen zu

leben! Aber, gerade als aus den Mauern die Stimmen fröhlicher Kinder ſchollen, der ganze wache Lärm lebender Häuſer, zog Lukas tief den Hut vor Maria nieder, gab ihr die Hand und ſagte: „Gut Nacht, alſo!“

„Gute Nacht!“

Sie ſtieg die drei Torſtufen empor, während er aus dem Kies ſchritt. Und dann drehte ſie ſich um und blickte ihm nach. Und da . . . da fiel, plötzlich und peitſchend wie ein gefährliches Gewitter, der furchtbare Gedanke in ſie: Wie, wenn er ſie nicht verſtanden hatte? Wenn er vielleicht glaubte, der Genarrte, der von einer Gewiſſenloſen oder Dummen Gefoppte, . . . oder wenn er gar dachte, der . . . Tugendheld dieſes Abends zu ſein? . . . Je und je riß das Mondlicht ſeine langſam ſchreitende Geſtalt noch aus dem unſichern Dunkel, ſie ſchien jetzt noch nahe, jetzt ſchon weit fort, . . . aber in einer Sekunde mußte ſie verſchwunden ſein! Und dann? . . .

Da ſprang Maria ſchon, das Kleid mit bebender Hand raffend, und nimmer überlegend, die drei Stufen herab, in den Kies hinein, in die Finſternis hinein, und merkte nicht, daß Lukas, vom ſelben Mißtrauen der Unglücklichen getrie-

ben, ebenfalls umgekehrt und ihr entgegengelaufen war.

„Maria!“

„Lukas!“

Ein heißer Strahl von Freude glomm in den vier Augen auf.

„Ich muß Ihnen . . .,“ keuchte er atemlos, „ich kann nicht anders, wenigſtens das Eine ſollen Sie wiſſen . . .!“

„Sagen Sie es! Sagen Sie es!“ Sie zitterte in der grenzenloſen Angſt, daß er etwas anderes ſagen würde, als was ſie geſagt haben wollte. „Sagen Sie es! Schnell!“

„Menſchen, wie uns beiden, Maria, ... ſolchen Menſchen iſt nimmer zu helfen!“

„Und darum . . .“

„Ja, darum, Maria; d a r u m . . .! Verſtehen Sie mich?“

Sie ſchrie auf. Und das Geſicht über und über in den Schimmer glänzenden Danks getaucht, nickte ſie ihm zu. Sie ergriff ſeine Hände mit ihren kühlen Händen, ließ ſie wieder los, ergriff ſie zum zweitenmal, zum drittenmal, machte ſich dann frei, ſtolz und freudig, ſchob ihn leiſe, faſt zärtlich in die Dunkelheit zurück, und

lief leichtfüßig wie ein Kind hinauf an das Tor. Und da, im Eingang zu ihrer Zukunft, der ſie nichts mitbrachte als den Troſt, von einem Unglücklichen verſtanden zu ſein und ihn zu verſtehen, gab ſie dem lächelnd Zurückſchauenden noch einmal die glänzende Dankbarkeit auf den Weg, mit glänzenden Augen.

„Berg! Alles ausſteigen!“ riefen die Schaffner in die Nacht.

Julian ſprang aus dem Zug. Blieb atemlos ſtehen. Blickte flackernd um ſich. Mit einer wahnſinnigen Furcht.

Aber er ſah kein bekanntes Geſicht! Es war niemand da! Es war niemand gekommen, um ihn abzuholen!

„Da!“ winkte er, beruhigt, einen Mann mit der roten Mütze heran. „Ins Hotel Mitternacht!“

Der Mann, ein alter, gebeugter Mann, ſchaute ihn groß an, lange; und lüftete dann endlich die Mütze und ſagte: „Oh, Sie ſind ja der Herr Baron Julian!“

Julian zuckte zuſammen. Man erkannte ihn alſo noch! „Wiſſen Sie, wie es ſteht . . . zu Hauſe?“ fragte er heiſer, den Blick abgewendet.

Der Alte, an den Bart greifend, und Julian halb mitleidig, halb unverſchämt ſtreifend, antwortete: „Vor einer halben Stunde bin ich durch die Frauenſtraße gegangen. Da waren einmal die Fenſter noch zu.“

Julian lief ihm davon. Um vier Uhr morgens hatte er die Depeſche bekommen: „Wenn du

Vater noch ſehen willſt, reiſe ſofort!“ Um ſechs ſich in den Zug geſetzt. Und nun war es Mitternacht, und der Vater wahrſcheinlich ſchon tot!

Er rannte. Er rannte durch die leere, ſchwarze Stadt, daß ſeine Schritte in den engen Gängen der Gaſſen hallten, ſein Schatten groß über die ſchiefen Mauern huſchte, und ſein Herzſchlag tobte. Und, obwohl nur den einen Gedanken denkend: „Werde ich ihn noch ſehen?“ und dieſen Gedanken mit der feigen Angſt vor dieſem Wiederſehen, und vor den Geſichtern der Mutter und Geſchwiſter beſchwerend, ſo daß er auf ihm laſtete wie das verdreifachte Gewicht ſeines angeklagten Lebens, ſah er trotzdem alles, woran er vorbeiflog, die verdeckten Gaſſen, den Neptunsbrunnen, die altmodiſchen Ladenſchilder, die Zeder im Kloſtergarten, die blühenden Mandelbäume, die zwiſchen dunklen Häuſern aus Weinbergen in die Nacht glühten, . . . und endlich das gemeißelte Wappen über dem Tor!

Da war er!

Er raffte ſich empor, gab ſich Stellung und läutete.

Aber es kam niemand, zu öffnen!

Da ſteckte er den Kopf in das kleine Haus-

meiſterfenſter neben dem Tor hinein und rief, pochend: „Ich bin's! Der Baron Julian!“

Und nun entſtand Lärm. Ein ſchwerer Schritt klang aus dem Flur, ein Schlüſſel ward gedreht, das Tor ächzte, ein altes Weib tauchte aus dem Spalt.

„Lebt er noch?“ rief keuchend Julian.

Das Weib nickte.

Julian raſte über den Flur. Die Treppen waren beleuchtet. Er ſprang ſie wie eine Katze empor. Im Vorſaal oben brannten Kerzen. Er durchlief ihn wie ein Entflohener. Das erſte Zimmer war leer! Das zweite auch! Das dritte ebenfalls! Und das vierte . . .

Vor dieſem blieb er ſtehen und lauſchte. Schluchzen klang heraus. Unterdrücktes, wildes, jammerndes Schluchzen. Er erkannte, von wem es kam. Das war Mutters Stimme, das Eliſabeths Stimme, das Pauls Stimme, das . . . . Nein, das war die Stimme eines Geiſtlichen, der betete! Und das, — denn nun war es ganz ſtill drinnen! — das war das Röcheln!

Er reckte ſich empor, warf den Mantel ab, den Hut ab, machte ſich groß, drückte die Klinke nieder, — und trat ein.

Und ſtand ſtille. Denn die um das Bett des Sterbenden Niedergeknieten, die alte händeringende Frau, der bleiche, ſchwarzäugige Sohn, die blonden Schweſtern, hatten jäh ſich aufgerichtet. Wie zur Abwehr! Ihre Augen flammten voll Haß ihm entgegen. Ihre Hände hoben ſich weiß aus dem Krampf ihres Leids gegen ihn. Vergifte ihm nicht den letzten Augenblick! rief ihre feindliche Gebärde ihm zu, und verſtecke dich! Denn uns allein gehört dieſer Mann, und uns allein dieſer Schmerz!

Julian biß die Zähne auf die Lippen und preßte ſeinen Rücken in das Holz der Türe zurück. Klein wurde er, ſchmal, und vollkommen bleich. Und vollkommen ſtarr ſchaute er über die habgierig ums Bett Gedrängten nach dem Antlitz des ſterbenden Vaters.

Das hing ſo tief in die Bruſt herab, als ob es aus der Mitte der Bruſt wüchſe. Die Haare des ſilbernen Barts waren von unheimlicher Weiße. Die Stirne von Schweiß überrieſelt; der Blick unter den ſchwer geſenkten Lidern angſtvoll verborgen. Der Mund ein Bild des verzweifelten Kampfes gegen den nur halb noch erkannten Feind. Und vor dieſem Antlitz, ſchein-

bar nicht mehr zu ihm gehörend, lagen die abgezehrten Hände auf der Decke; unbeholfen, unbeweglich, unendlich rührend.

„Herr Baron," klang ſchrill aus dem Halblaut der klagenden Stimmen die Stimme der Krankenſchweſter, die zu Häupten des Betts wartete. „Sprechen Sie mir noch einmal nach: Herr Jeſus Chriſtus . . ."

„Laſſen Sie ihn in Ruhe!" unterbrach ſie, von Grauen geſchüttelt, der knieende Sohn, „laſſen Sie ihn ruhig . . ."

„Er hört ja doch nichts mehr!" fiel ihm kalt die Krankenſchweſter ins Wort.

Aber ſie hatte ſich geirrt! Plötzlich, wie von einer flehenden Stimme angerufen, von einem zündenden Blick herausgefordert, hob ſich das röchelnde Antlitz aus den Kiſſen, die Lider, unter krampfhaften Verzerrungen der Wangen, öffneten ſich, die Hände, wie um das aufdämmernde Bewußtſein zu unterſtützen, glitten zuckend über die Decke, und die Lippen brachten ein lallendes Wort zuſammen, das Wort „Julian!"

Julian, zweifelnd, ſtaunend, an allen Gliedern erbebend, ſtürzte nach vorne. Sein Auge mit angeſpannteſter Sehnſucht in das brechende

gebohrt, drängte er die Knienden ſich zu Seiten und haſchte nach dem Eis der wartenden Hand. Aber, im Augenblick, ſie zu erfaſſen, legte ſich auf dieſe Hand die hindernde der Mutter, ein zorniger Arm zwängte ihn aus der mühſam gewonnenen Stellung, er taumelte, ſuchte wie wahnſinnig nach dem ſchon verlorenen Blick des Vaters, . . da ſtieg ein vielſtimmiger Schrei aus dem ſtillgewordenen Gemach: das röchelnde Antlitz ſank, wie eine Blume im Schafte geknickt, zum letztenmal in die Bruſt zurück, und war tot!

* * *

Langſam, niemand wußte, war es eine, waren es zwei Stunden nachher, hatte ſich das Sterbezimmer geleert. Wie erſtorben, in die Nacht der Nutzloſigkeit geworfen, war die Klage der Mutter und der Kinder verklungen; der Geiſtliche mit einer letzten ſegnenden Hand gegangen, die Krankenſchweſter, als wäre ihr Werk nun vollendet, auf lautloſen Sohlen verſchwunden. Die Mutter hatte ſich dann zuerſt vom ſtummen Bett erhoben, dann war Paul aufgeſtanden, dann Eliſabeth, zuletzt Gertrud. Und

alle, wie ſie wankenden Schritts, aus dem kerzenlichtduftenden Raum traten, waren geſenkten Augs und feſtgefeſſelter Hände an Julian vorbeigegangen, und hinter dem letzten düſtern Kleid hatte ſich die Tür vor ſeinem bitteren Blick ſicher geſchloſſen.

Und nun ſaß er allein neben dem Toten.

Er empfand weder Grauen, noch Furcht. Ihm war wohl. Er hielt die erkaltete Hand in der ſeinen, die Augen reglos auf das entſeelte Antlitz geheftet, das der Schein der Kerzen unbegreiflich glänzend erhellte; das der Tod wunderbar jung machte und ſchön. Ernſt ſah es aus und geheimnisvoll. Ohne Spur von Groll und von Vorwurf.

Und ſtumm war es. Nichts drückte es in den feſtgeſchloſſenen, blaſſeſten Lippen ſo ſtark aus, wie das Schweigen über alles, was noch menſchliches Los war. Das Größte und das Kleinſte zerrann auf dieſem Munde in kühlen Hauch, auf den weißen Lidern der Augen in Nebel. Jedes menſchliche Urteil hatte das Hirn hinter der glatten, gebleichten Stirne verlaſſen . . . und darum war Julian ſo wohl!

Einmal ſchrak er empor. Der Bruder war

eingetreten. Mit böſem, ſtrengen Auge ſah er zu Julian her, und Julian verſtand, daß das heißen ſollte: „Gehe! Hier iſt mein Platz!“ Aber er hielt dieſen Blick tapfer aus, rührte ſich nicht und ließ die tote Hand nicht fallen, — und als nach einer Stunde die Mutter erſchien, auch ſie mit demſelben feindſeligen Blick, mit demſelben Geheiß: „Gehe! Hier iſt mein Platz!“ blickte er das gramvolle Geſicht dieſer harten Mutter ſolange an, bis ſie zögernd und wortlos wieder verſchwand. Und, noch feſter die eiſige Hand in ſeine liebevollen Finger preſſend, verfolgte er dieſe Mutter, trotzdem ſchon die Tür ſie von ihm trennte, mit erratendem Geiſt, nun trat ſie zu den Verſammelten in ihren blauen Salon, ſieglos, achſelzuckend, und wie nun alle ſie fragten: „Iſt er auch dir nicht gegangen?“ ſagte ſie verzweifelt: „Verſuche es du, Eliſabeth!“

Aber Eliſabeth kam nicht!

Julian lächelte. Er beugte ſein Geſicht auf die ſtarrwerdende Hand herab und küßte ſie. Tränen rannen ihm über die Wangen. „Ich habe das alles ja verdient, Vater!“ ſagte er leiſe. „Armer Vater, verzeihſt du mir?“ Und, ſiehe, während die Hand ſich widerſtandslos ſei-

ner Liebkoſung überließ, zog vor ſeinen ſinnend geſchloſſenen Augen das ganze Bild ſeines Lebens auf! Ein Verſagen vom Anfang bis heute! Leichtſinn vom erſten Tag der Vernunft an! Kummer und Sorge für den Mann, der nun tot lag, Enttäuſchung für die Mutter, deren Augen den Schimmer der Hoffnung niemals ganz verlieren gewollt, Schande für die braven Geſchwiſter — ununterbrochen! Ein Taugenichts, ein Schuldenmacher, ein Eheverſprecher, ein Ehebrecher, ein Mann, dem niemand mehr glaubte, war er geworden, ein Mann, dem niemand mehr auf die Schulter klopfte, der bahnlos und planlos ſich treiben laſſen mußte, nachdem er alle Menſchen, auch wenn ſie ſich nur mit loſeſtem Band ihm verknüpft hatten, in Elend und Schmach geſtürzt.

Entſetzt fuhr er empor. Und im Augenblick, da er das verzerrte Geſicht in den lichten Raum hob, erblickte er auf dem Tiſchchen neben dem Sterbebett einen bronzenen Eiskübel, aus dem eine kriſtallne Karaffe und der Hals einer Champagnerflaſche ragten. Und ließ, wie vom Blitz getroffen, die tote Hand aus.

Wer hatte d a s getan? Wer dieſe furchtbare Anklage da her, an dieſes Bett geſtellt?

Von einem würgenden Ekel gepackt, rückte er ſeinen Stuhl vom Bette hinweg. Wandte die Augen vom Toten ab, heftete ſie in wahnſinniger Furcht, ſie im nächſten Augenblick wieder nach dem Tiſchchen werfen zu müſſen, in den Teppich. Das Blut kochte in ihm. Sein Geſicht bedeckte ſich mit der Glut feuriger Scham. Ja, allerdings, das traf jeder Galgenſtrick: an der Leiche eines Vaters, dem er in dreißig Jahren nicht einen einzigen frohen Tag gemacht hatte, inbrünſtige Liebe zu empfinden! Aber! Was ſagten dagegen, gegen dieſes nur tieriſche Zucken der Natur, die hunderttauſend Stunden, die er, nur weil er einem Laſter nicht entſagen gekonnt, nur weil er um den Preis einer Flaſche Jamaica gemordet, verraten, verkuppelt, ſeine eigene Seele kaltlächelnd verkauft hätte, unwiederbringlich umgebracht hatte??

Wieder, von etwas Unergründlichem gezwungen, nahm er des Toten Hand. Und nun war es ihm, als fühlte er in dieſer Hand den Puls wieder erwachen, als ſchlüge dieſer Puls erſt zaghaft, dann, mit einemmale, elaſtiſch, dann vollebendig; als redete er zu ihm, dem herzklopfend Lauſchenden; er hielt ihm in auf-

glühender Rede die ſchamvollen Tränen vor, die eine ganze, biedere, ehrenfeſte Familie um ihn geweint hatte, die ewige, flehentliche Bitte: laß ab! laß ab! Die langgeduldige Nachſicht, die zerfreſſende Qual, die Eltern durchmachen, ehe ſie dieſe Nachſicht töten und einen Sohn verſtoßen, die Weinkneipen, die ſtillen, dunſtigen Ecken, in denen der Rauſch, und mit ihm der falſche Funke der Gutherzigkeit, der noch falſchere der Genialität, und der erlogenſte: der brennenden Reue auferſtehen, das erbarmungswürdige Weib, das er an ſich gekettet und dann, als er daran genug gehabt, verſtoßen, den ſkrophulöſen Sohn, den es ihm geboren, und den er gewiſſenlos verlaſſen hatte, die dunkle Geſellſchaft der Hochſtapler, Agenten, Börſianer, das tägliche ſchmutzige Erwachen im Schlamm, der immer wiederkehrende Abend, einſam, allein, vor dem Kognakglas . . .

Schaudernd ſprang Julian empor! Furchtbar! Furchtbar! Mit irren Schritten durchmaß er das Gemach. Furchtbar! Furchtbar! Dann plötzlich, vom Geräuſch dieſer Schritte geweckt, hielt er jäh ein, blickte verſtört um ſich, erkannte, wo er war, und ſtürzte wild vor dem Bett nieder.

„Vater, Vater, Vater," rief er, den Kopf an die tote Bruſt geſchmiegt, bebend, „Vater, hilf du mir auf, rette du mich, erlöſe du mich, du hilf mir, in dieſer Stunde, jetzt, jetzt laſſ' die Kraft über mich kommen, Vater, höre mich, höre mich, glaube mir, Vater, ich will es in deine toten Hände geloben, ſchwören will ich es dir, — Vater . . ."

Ein Geräuſch ſtörte ihn auf. Aber das Geräuſch war eine Täuſchung. Totenſtill, wie früher war es im Gemach. Trotzdem, Julian erhob ſich von den Knien, und ſetzte ſich auf den verlaſſenen Stuhl zurück. Und merkwürdig: hell war nun ſein Geſicht! Der Schauder vorbei! Die Verzweiflung geſunken! Gereinigt kam er ſich vor. Faſt gerechtfertigt. Es war doch noch etwas Gutes in ihm! Der gute Kern! Mochten ihn auch alle leugnen! Das Immerwiederverſuchen! Und war ſeine Seele nicht gewiß in ihren Grundfeſten bewegt? Jetzt? War ſie jemals ſo zu Einſicht und Erkennen erſchüttert geweſen, wie heute? Und konnte es wirklich ſo ſchwer ſein, ein anderes Leben zu beginnen, wenn man nur ernſtlich wollte? Arbeit, freilich, Arbeit mußte dies neue Leben ſein! Aber genügte nicht jede? Steckte

der Keim zur Rechtſchaffenheit nicht in jeder? Er konnte ja manches? Verſtändige und fleißige Menſchen werden überall geſucht! Und fleißige Menſchen haben reine Stuben, guten Schlaf, und ein frohes Gewiſſen! Und heißt nicht des Gewiſſens erſter Befehl: „Es ſei dir niemals zu ſpät, anzufangen?“

Er ſtand heftig auf. Eine unbeſtimmte Heiterkeit war in ihm; eine ſchöne Rührung, die auf dem Grunde ſeines Gemütes wie Sonnenſchein glänzte. Hoffnung und Kraft ſchwellten ihn. Die Dankbarkeit, nicht zu ſpät an dies Bett gekommen zu ſein, machte ihn froh. Mit feſter Hand nahm er, weil nun ſein Blick völlig ruhig darauf liegen konnte, die Champagnerflaſche aus dem Kübel, und las die Etikette. „Oh,“ ſagte er unwillkürlich ergötzt, halblaut: „Ein franzöſiſcher!“

Und verſtummte ſofort. Stellte die Flaſche zurück, daß die Eisſtücke wie Eisberge, die aneinanderprallen, klirrten. Und ſchlich in die entfernteſte Ecke des Zimmers.

Eine Weile lehnte er vollkommen ſtarr am Ofen. Vollkommen tot war es in ihm. Feſt hielt er den Mund geſchloſſen. Erlaubte ſich

keine einzige Bewegung. Schaute ununterbrochenen Blicks auf den Toten, über dem des Kerzenlichts wirre Flammen weiß zuckten.

Eine lange Weile. Bis, jäh, gänzlich unvermittelt und wie ein Blitz, der Gedanke in ihn fuhr: ich breche zuſammen vor Schwäche! Und ſogleich, ohne die ſchüchternſte Frage nach Urgrund und Zweck dieſes Gedankens zu ſtellen, nahm er ihn feſt. Leidenſchaftlich! Natürlich: Achtzehn Stunden Bahnfahrt! Nichts, ſoviel wie nichts gegeſſen! Seit drei Stunden vor dem toten Vater! In niederſchmetternder Ergriffenheit! M u ß t e er da nicht ſchwach ſein?

Und hatte ſich etwa jemand um ihn gekümmert? Etwa ihn jemand gefragt: „Du mußt todmüde ſein! Willſt du nicht etwas trinken?“

Er machte einen Schritt. Und als der getan war, ſtand es ihm feſt: „Ich falle um, wenn ich nicht ſofort ein Glas . .“ Er dachte noch nach: was für ein Glas? Und hatte im nächſten Augenblick die Flaſche aus dem Kübel gezogen.

Da ſtand, neben dem Bett, ein halbleeres Kelchglas. Julian zögerte. „Nein!“ ſagte er dann, „dieſes Glas nicht! Dieſes Glas nicht!

Einfach aus der Flaſche trinken! Es ſieht mich ja niemand!“

Niemand? Jäh hielt er ein. Und ſtellte wie ein Dieb die Flaſche wieder zurück. Er ſah ihn ja. Der Vater! Und dieſer Wein war ſeine letzte Stärkung geweſen!

Er ſetzte ſich, von neuem. Zitterte. Schweiß ſtand auf ſeiner Stirne. Nebel zogen um ihn. So alſo kommen die Verſuchungen! So ein Vieh war man ſchon geworden! So ſah es in Einem aus, wenn man offenen Augs in ſich blickte?!

Das Geſicht in die Hände gelegt, gebeugt, ſaß er da! Sekunden kamen nun, in denen er ſich wild in die Bruſt griff; denn da drin war nichts mehr als volle Verachtung! Aber während er die Hand noch auf der Bruſt hielt, kamen ſchon andere, und in dieſen hob er das Geſicht kühn, fragend empor, was? fragten ſie ihn, ein Durſtiger ſoll nicht trinken, ein Verſchmachtender ſich nicht ſtärken, und iſt etwa der Tote nicht tot? Und, wenn er es nicht war, unterſchied nicht gerade Der den ehrlichen Willen der Beſſerung von dem, was dieſen Willen gar nicht anfocht: von der körperlichen Notdurft? Und ſiehe,

dieſen Sekunden folgten wieder andere, noch vernünftigere, da blickte Julian ſchon entſchloſſen um ſich, gewappnet gegen die törichten Einwände; wunderſchön wird es ſein, wenn du getrunken haben wirſt, ſagten ſie, erſt dann, ſagten ſie, wird dein Bewußtſein ganz klar, dein Bedenken völlig hell, deine Liebe zum Toten werktätig ſein können, erſt dann wirſt du das neue Leben erwägen, deine Vorſätze faſſen können, ja, ſogar für die feindliche Mutter und die feindlichen Geſchwiſter wirſt du das richtige Wort, das verſöhnende Wort finden, denn dann wirſt du dich ſtark fühlen, mutig, ſicher . . .

Da riß er die Flaſche vom Tiſch, ſetzte ſie an die Lippen und trank.

Lange, gierig. — Dann ſetzte er ſie ab. Blickte rundum. Nichts hatte ſich verändert! Nichts! Und ſo ſetzte er die Flaſche wieder an. Länger diesmal, gieriger trank er. Und wie er ſie dann, zu zwei Drittel geleert, in der Hand hielt, gegen das Kerzenlicht hielt, war er ein ganz anderer! Aufrecht, faſt edel, bleich, war er gekommen. Nun war er rot, aufgedunſen, verwahrloſt. Seine Kleider waren ungebügelt. Seine Hände ſchmutzig. Sein Haar zerzauſt. Seine Haltung

gebrochen. „Ah," ſagte er, ſich in den Seſſel zurücklehnend, und ſetzte vom neuem die Flaſche an. „Ah!" Leerte ſie bis auf die Nagelprobe. Stellte ſie nun vorſichtig in den Teppich nieder, denn jetzt hatte er nur mehr eine Sorge: nicht geſtört darf ich werden! Und als die Flaſche ſchön ſtille ſtand, erhob er ſich vom Seſſel, ſchaute halben Blicks nach dem Toten, griff nach der Kognakflaſche, zog den Stöpſel, roch, ja, ohne Zweifel, das war Kognak vieux, Donnerwetter!, tat einen Schritt zurück, brachte die Karaffe an die ſaugenden Lippen, trank, trank . . .

Und ließ ſie, zu Stein erſtarrt, fallen: die Mutter ſtand in der Türe!

„Julian!" ſchrie ſie, nach einer Sekunde, und dieſer Schrei kletterte wie eine Peitſche ſeinen Körper hinan.

„Julian!" ſchrie ſie zum zweitenmal, weil er wie tot ſchien. Und nun ſchüttelte ſie ihn, rüttelte ſie ihn, aber er kämpfte gar nicht, er wehrte ſich gar nicht, an den Fetzen ſeiner zerreißenden Kleider ward er aus der Tür gezogen, ein ungeheurer Lärm entſtand um ſein Ohr, die Schweſtern ſah er aus dieſem Lärm tauchen, die Augen

der Mutter lohten, ihre Hände brannten, die Augen der Schweſter zerbohrten ihn, und hier ...

Julian erſtarrte: Hier ſtand der Bruder!

Einen Augenblick lang maßen ſie ſich. Dann, wie eine aufkniſternde Rakete, ſtürzte der Bruder auf den Unbeweglichen ein, riß ihn an der Bruſt und brüllte ihm zu: „Hinaus!“

Julian erbleichte. Weiß wie Papier war er.

„Hörſt du? Hinaus!“ keuchte der Bruder nochmals.

Aber Julian rührte ſich noch nicht.

„Soll ich dich alſo,“ knirſchte der Bruder und reckte den Arm, „hinaus werfen?“

Da knickte Julian zuſammen. Er ſtreckte das rechte Bein aus, zog das linke nach, — und, als das gelang, noch einmal, und nun noch einmal, — und rannte nun mit dem ganzen Gewicht ſeines hämmernden Leibes gegen die Tür.

* * *

Die Treppen ſah er nicht. Den Flur ſah er nicht. Das Tor ſah er nicht. Die Frauenſtraße ſah er nicht. Er lief, lief, lief, ohne zu ſehen, ohne zu

hören, Nacht war es in ihm, völlige Nacht, nur soviel wußte er, hinter ihm rannte jemand ihm nach, der tote Vater lief ihm nach! du bist ein Verbrecher! schrie er ihm nach, die Mutter lief ihm nach, du bist ein Schänder! schrie sie ihm nach, die Geschwister liefen ihm nach, du bist schlechter als Kain! schrien sie ihm nach, aber noch eine Menge anderer Menschen lief ihm nach, du bist ärger als Judas! schrien sie ihm nach, und nun, siehe, lief ihm sein ganzes Leben nach, du bist nicht mehr zu retten, schrie es ihm nach, und wenn alle Engel vom Himmel steigen! — aber er, alle diese Schreie vernehmend, lief weiter, immer weiter, weiter, weiter, weiter; „ja," flüsterte er keuchend, atemlos, „ihr habt Recht, Recht, Recht, alle habt ihr Recht, ja, ihr habt Recht," und biß sich in die Zunge, und kratzte sich die Wangen auf und zerfleischte mit den blutigen Nägeln seine Brust, und lief immer noch weiter, immer noch weiter, — bis er plötzlich, ganz plötzlich, so als ob er nun erwacht wäre und entdeckt hätte, daß ihn kein Mensch verfolgte, einhielt und stillestand. Wie ein Baum.

Und nun wandte er sich um, nach allen Seiten, vorsichtig, stellte fest, daß er weit außer der

Stadt ſtand, in einem Torffeld, nickte befriedigt, ſagte: „Gut!“, zog die Piſtole hervor, ſetzte ſie an die Schläfe und drückte ab. Und fiel im nächſten Augenblick wie ein erſchlagener Baum in den Boden.

Die Mutter.

Pierina Dodi war nachmittags an das Etſchufer zum Waſchen gegangen. Es war ein unendlich fröhlicher Tag, den der Himmel lächelnd niederſenkte auf den Fluß und der über dem goldmauerigen Neſt glänzte, glänzte vor Freude. Jenſeits die Maulbeerbäume ſaßen wie tollgrüne Papageien in den violetten Äckern, und über die Pergeldrähte kroch das Weinblatt lichtflammig aus dem Frühſaft. Das Fröhlichſte aber war: der plätſchernde Fluß machte ſchnell hinter der Iſidorokapelle ein Knie und verſchwand im buchenkronbreiten Efeu des Kapellenvorgebirges. Aus dieſem Verſteck aber blinzelte er wie ein ſonngetroffener Spiegel herüber und ließ ahnen, wie weit, wie weit und wie heiter nun das Tal vor ihm wurde.

Pierina Dodi ſang. Und bald ſangen auch Gigia Moro und Eſther Barbieri, und dabei blickten ſie jung in das heitere Licht hinter dem Efeufelſen und ſtießen die ſchönen Arme in das Waſſer und hoben ſie ſchimmernd wieder empor. Und das fröhliche Lied flog von den gelben Geſichtern in die Etſch hinein, ſetzte ſich nieder auf den blaßblaugrünen Wellen und ſchwamm ſüd-

wärts wie ein Hauch, der noch von ferne grüßte.

Da, plötzlich tönt aus dem Gäßchen hinter den Wäſcherinnen ein Schrei. Noch einer! Ein dritter! Viele Holzſchuhe ſchlürfen aus den Torbögen heraus und plappern auf der Gaſſe.

Gigia drehte ihren ſchwarzen Kopf um. Aber da ſteht ſchon ein Mann vor ihnen: „Das Kind iſt vom Fenſter geſtürzt!“ ſtottert er.

Sie fahren auf, im Augenblick verſtehn ſie es nicht.

Aber da rennen ſchon zwei Weiber leichenblaß aus dem Gäßchen und ſchreien: „Das Kind iſt vom Fenſter geſtürzt!“ und nun wiſſen es Eſther und Gigia ſofort: das iſt das Kind der Pierina! „Geſú, Maria!“ ſchießen ſie auf, es geht ihnen in alle Glieder, ſie können es keinen Augenblick mehr verbergen vor ihr. „Die Nina! Die Nina!“ ſchreien ſie und ſtehen zitternd und aufgewühlt vor der Pierina, — während die ſie anſchaut, anſchaut, anſchaut und langſam, langſam die ſteinernen Arme hinaufzieht in's Geſicht.

* * *

Am nächſten Tage ſtand es in der Zeitung. „Das dreijährige Kind des Steinbrechers Luigi

Dodi —," und ſo weiter. „An der Leiche trauert eine verzweifelte Mutter."

„Bei dieſem Anlaſſe," ſchrieb die Zeitung, „iſt es am Platze, den Müttern wieder einmal eindringlich ans Herz zu legen, ihre Kinder nicht obhutlos zu Hauſe zu laſſen! Wie dieſer Fall lehrt —"

Es war ein ſchönes Begräbnis. Der Curat mit den Frühmeſſern von St. Iſidoro und Sta. Maria della Corona ging mit, und auch der Baron, in deſſen Steinbruch Luigi arbeitete. Und auch die Schulkinder gingen mit, alle trugen Liguſter- und Pfirſichzweige, und drei, die vorangingen, hatten Körbchen mit Narziſſen.

Auf dem Friedhof aber ſpielte ſich eine ſo fürchterliche Szene ab — die Mutter wollte den Sarg nicht in die Erde ſenken laſſen, ſie warf ſich über ihn wie eine heftige Trauerfahne und krallte mit den Fingernägeln am Sargdeckel, — daß die Kinder die Blumen ſchnell niederlegen mußten und von den Lehrerinnen fortgeführt wurden.

Pierina Dodi kam den ganzen Mai hindurch erſt bei Nachtwerden nach Hauſe. Sie ſaß von früh bis ſpät auf dem Friedhof und blickte in

die Erde hinein, — und nachts ſtand ſie am Dachfenſterchen, denn man ſah von da aus das Grab.

Bleich wie Schnee war ſie geworden. Ihre Hände waren ſo abgemagert, daß ſie wie Kinderhände ausſahen. Ihre Augen bohrten ſich ſo tief in die Höhlen hinein, daß der Blick aus ihnen unheimlich hervorkam, ſchwarz wie der Tod.

Das machte der Gedanke, der Tag und Nacht quälte, biß, dolchte, ſtach und nadelte: wenn ich zu Hauſe geblieben wäre! Dieſer Gedanke war ſtundenlang wie ein Löwe, brüllte, hob die Tatzen, bis der unglückliche Kopf gebeugt, gebeugt niederhing. Stundenlang aber wieder wie ein Hündchen, ein kleines, ganz kleines, das nur da am Rockſaume zerrte und dazu kreiſchend bellte. Zuerſt ſchien das Hündchen luſtig und harmlos. Mit einem Male aber wußte man: in dieſem Hündchen ſitzt der Teufel. Dann ſchloß Pierina die Augen und hielt die Ohren zu.

Alle im Orte waren voll Mitleid. Sie tröſteten die Pierina, jeder auf ſeine Weiſe. Aber das mußte doch ein jeder ſagen, nach den liebreichſten Worten: „Aber, hätteſt du doch wenig-

ſtens die Marietta gerufen — die wäre ja beim Kind geblieben!"

Viel grauſamer als dieſe Vorwürfe war es, daß Luigi keinen einzigen für ſie hatte. Er ſaß jeden Abend bis in die Nacht hinein da vor dem Tiſche und ſtierte auf das elende Spielzeug des verſtorbenen Kindes, das er ſelbſt zuſammengezimmert hatte. Oh, ſie wollte vor ihm niederſtürzen und reuevoll bitten: „klag mich nur an — aber r e d e!" Aber das ſtarre Schweigen ſeines Geſichtes machte auch ſie ſtarr.

Und wenn ſie morgens aufſtand, fühlte ſie, es waren alle Verbrechen und Sünden der ganzen Welt auf ihrer Bruſt, und gefoltert trug ſie dieſen Berg den Tag über herum, bis ſie verzweifelt gegen Dämmerung in die Kirche ſchlüpfte. Es war da eine dunkle Kapelle, wo niemand ſie ſehen konnte. Da kniete ſie, rang die Hände empor zur Madonna, — jedesmal aber wandten ſich die zerſtörten Augen vom lachenden Kinde ab, das der Madonna im Arme lag.

Sühne! Sühne! Sühne! rief ihr die Madonna zu; und wahrlich, dieſer Ruf klang an ein

heißes Bedürfnis des hilfloſen Weibes, und es folgte ihm.

Tag und Nacht begann ſie zu arbeiten. Sie ging bis in die entlegenſten Häuſer der nahen Stadt, um Arbeit zu holen. Und dann plättete ſie mit einem Eifer, der ſie rot und blühend machte, im Zimmerchen bei geſchloſſenen Fenſtern. Denn das tat ſie jetzt: ſie ſchloß die Fenſter. Und bei der Arbeit dachte ſie nach, was ſie tun könnte, um Luigi wiederzugewinnen. Sie übte ſich im Lachen — vielleicht begann er zu reden, wenn ſie lachte. Und auch ein Stückchen Fleiſch kochte ſie ihm nun jeden Abend zur Polenta, und eines Tages begann ſie auf einmal, ihm Eſſen nach dem Steinbruch zu tragen. Mittags, in der brennenden Glut der Sommerſonne, ſtieg ſie den Berg hinauf und ſaß mit Luigi in den heißen Felſen. Aber er ſagte nichts.

„Die Domenica hat mir Zigarren gegeben," ſagte ſie nächſten Tages und brachte ihm die Virginier. Sie hatte ſie gekauft. Aber Luigi ſprach noch nichts.

Ein andermal trug ſie ihm eine Flaſche Wein in den Steinbruch. Es war weißer Muskato. Zwei Tage hatte ſie plätten müſſen, um

ihn zu kaufen. „Es iſt der beſte, den der Wirt hat," ſagte ſie. Aber Luigi ſprach noch immer nichts.

Eines Feierabends aber, da kam er, ſetzte ſich an den Tiſch und ſagte: „Es hilft doch alles nichts!" Und da wurde ſie totenblaß, ſie begann zu zittern, ſie konnte nicht mehr ſagen, daß ſie in der Lade ein neues Gewand für ihn hatte. Sie hatte ſich gefreut, daß er kommen würde, „ich habe dir ein neues Gewand gekauft," wollte ſie ſagen. Nun aber ging ſie in ihre Kammer.

Im Herbſt jedoch, als die Blätter abfielen und die Sonne ſtumm, ſtumm die blauen Berge umarmte und im Fluſſe lag wie ein geheimnisvolles Geſicht, ging eine Veränderung mit Pierina vor. Es wurde das ſchnell im Dorf bekannt, die Gigia erzählte, die Pierina ſei mit einem Kinde an der Hand in Brancolino geſehen worden. „Ja," ſagte Don Bertoldi, dem ſie es erzählte, „das iſt eine gutes Zeichen!"

An einem grauen Oktobertag nämlich kniete die Pierina auf dem Grabe und ſprach unausgeſetzt in die Erde hinein: „Nina, Nina, Nina! wo biſt du denn?" Dann horchte ſie, aber nun kam es ihr ſchaudernd in den Sinn: ſie iſt ſchon verweſt.

Zerzauſt von dieſer ſchrecklichen Bangnis, dies Kind ſei nimmer, nimmer zu finden, lief ſie in den Tag hinein. Schnell lief ſie, als triebe ſie Flucht oder wilde Suche, und da kam ſie in die Weingüter von Brancolino. Und ſiehe da, im Weinlaub ſtand ein Kind. „Nina! Nina!“ ſchluchzte ſie auf und ſtürzte auf das Kind zu, ſie kniete nieder, ſchlang die Arme um das Kind und küßte es unter Tränen. Ein unbeſchreiblicher Jubel durchbrauſte ſie, ſie lachte und weinte, ſie ſchluchzte, daß ihr Körperchen bebte, — bis das Kind einen Schrei ausſtieß und erſchreckt davonlief.

Aber das focht ſie nicht an, das Leben war zurückgekehrt. Und ſeit dieſem Tage ging ſie jeden Mittag, kaum zurückgeſtiegen vom Steinbruch, in die Dörfer herum mit lachender Hoffnung: eines von all den Kindern *mußte* die Nina ſein! Die Mütter in allen Dörfern kannten ſie bald, ſie betrachteten ſie, wie ſie heute vor dieſem, morgen vor jenem Torbogen ſtand und wartete, wartete, ein Päckchen mit Zuckerzeug in der Hand. Und kam ein Kind, ſo trat ſie in unausſprechlicher Zaghaftigkeit und mit einem unausſprechlich zärtlichen Lachen ihm entgegen und lockte es mit ſcheuen Worten an ſich und zog es

weiter. Und da, wo die Menſchen ſie nicht ſehen konnten, nahm ſie das Kind an die Bruſt und ſtellte ſich vor, es weinte, es blutete, es war verwundet, und tröſtete ſchmeichelnd: „es geht ſchon vorüber.“

Auch ſtand ſie den Winter über um elf hinter der Mauer und wartete, bis die Schulkinder aus der Schule in den Platz hineinſchritten. Jetzt wurden ihre Augen leuchtend, etwas Geſpanntes flog in die fieberige Geſtalt; denn ſie wußte nicht, war die Nina ſchon vorüber oder nicht.

Die Eſther traf ſie knapp vor Weihnachten an jener Stelle des Weges in die Stadt, wo dieſer das Bahngeleiſe kreuzte. Ein Werkelmann hatte hier ſeinen Platz, ſeit vielen Jahren leierte er da die Traviata und die Cavalleria herunter, denn Sonntags kamen über dieſen Weg die Städter mit ihren Kindern. Neben dieſem Werkelmann ſtand die Pierina und wartete.

„Was machſt du da?“ fragte die Eſther. Und die Pierina lachte glückſelig, ſie trat etwas vor, denn gerade kamen zwei Kinder um die Ecke, noch waren ſie ein paar Meter vom Geleiſe entfernt. Es war natürlich gar keine Gefahr, aber

die Pierina eilte ihnen entgegen und bat: „Gebt mir die Händchen, ich führe euch hinüber!“

Die Kinder gaben die Händchen nicht. Da trat die Pierina beherzt zu den Eltern, die hinter den Kindern gingen, und ſagte: „Bitte, bitte, nehmen Sie die Kinder an die Hand!“

Das erfuhr endlich der Luigi. Der Curat ſtellte ihn auf der Gaſſe. „Luigi,“ ſagte er, „ſo geht das nicht weiter!“ Und erzählte ihm alles.

Luigi ging verſtört vom Curaten fort. Zu Hauſe ſaß er ſtumpf Pierina gegenüber. Ein heißes, wortloſes Mitleid, eine ſüße Rührung wühlten in ſeiner Bruſt, und doch konnte dieſe Bruſt noch immer nicht reden.

In den nächſten Tagen beobachtete er die Pierina. Er ſtand auf ſeinem Steinbruch und ſtellte ſich arbeitend, aber er ſchaute unausgeſetzt hinab ins Dorf. Bis er die Pierina über die Brücke gehen ſah — ſie hatte ein Kind an der Hand.

In dieſer Nacht rang er mit dem ſteinſtarren Schmerz der letzten Monate; der Tod löſte ſich auf, die Anklage, die niemals ein erlöſendes Wort gefunden hatte, zerfloß in gütige Gedan-

ken, in ein ſehnſüchtiges Bedürfnis nach Wohltun und Liebe.

Und als er nächſten Abend heimkam, — den ganzen Tag hatte er danach gehungert, — ſtieß er wie im Sturme die Türe auf und fiel dem erſchreckten Weibe um den Hals.

* * *

Das ganze Dorf nahm Anteil an dieſem Glück. Wenn die Pierina neben Luigi über den Kirchplatz ging, lächelten die Leute vor Freude, als hätten ſie das Unglück mitgelitten und wären, wie die beiden, von ihm geneſen. Nun rühmten ſie geſprächig die guten Eigenſchaften dieſer zwei Menſchen und fanden kein Wort mehr der Anklage. Und Don Bertoldi war es, der ſagte: „Nun, ſie werden ſehen, im Winter taufen wir wieder, und dann iſt alles wie früher!“

Und Pierina lachte. Freilich, ihr luſtiges Lachen war es nimmer, aber ein innerliches, geheimnisvolles, das nur Menſchen kennen, die plötzlich und wunderbar von einer ſchweren Laſt befreit worden ſind und niemals ganz daran glauben können.

Und auch Luigi lachte, er ſang wieder im Steinbruch und ging Sonntags in die Oſteria al ponte mit dem neuen Gewand. Und ſo oft er morgens von der Dachkammer ſchied, blickte er der Frühlingsſonne entgegen, — vielleicht ſagte ihm die Pierina ſchon abends, wenn er heimkam, daß bald alles wieder ſo ſein würde, wie es war?

Aber es verging der März, und ſie ſagte nichts. Und der April verging und ſie ſagte noch nichts.

Aber ſie lachte ja. Sie lachte, wenn er heimkam, und er merkte es nicht, wie falſch dies Lachen war. Die Veränderung, die ſeit kurzem mit ihr vorgegangen war, merkte er nicht. Denn ſie verbarg ſie ihm.

Nur wenn er fort war, verbarg ſie ſie nicht. Sie ſtrengte ſich an, in den frohen Aufſchwung zurückzufinden, der ihr die Laſt von der Seele geriſſen hatte. Aber es gelang nicht. Sie war wieder da, die Laſt, und fürchterlicher, ſchrecklicher als früher. Der Friedhof war wieder da — jeden Tag, der den Frühling näher brachte, rückte er einen Meter dichter ans Haus heran, es öffnete ſich das Grab, das Kind ſtand

daraus auf und hob die Händchen und ſagte: „leb wohl, leb wohl!“ Und das Jeſukind auf dem Arme der Madonna, und alle Kinder, die ihr begegneten, ſagten ſo und hoben ihre Ärmchen auf zu ihr und machten wehe, traurige Augen: ob ſie die Nina denn g a n z töten wollte?

In ihrer Angſt lief ſie zur Hebamme. Es war ihr, als ſie die Gaſſe zurückſchritt, als wäre der Himmel, der ſo frühlingsfroh lachte, finſtere Nacht, als hätten die Menſchen, die vor den Häuſern ſtanden, zornige Geſichter; und als ſie in der Kammer oben ſaß, hörte ſie unter ihrem Herzen ein Treiben und Stöhnen, und, verzerrt vor Wahnſinn, hörte ſie ſchon ein leiſes, leiſes Pochen, und je länger ſie dem lauſchte, um ſo heller wurde es ihr: nun erſt ſtirbt die Nina! —

Am Nachmittag darauf waren die Marietta und Gigia Moro und Eſther Barbieri am Etſchufer und wuſchen, und da erzählte die Marietta, die keinen Zahn mehr hatte, ſo über den fröhlichen Fluß hin, in den der Himmel ſich lachend herabſenkte, daß die Pierina bald getröſtet ſein werde. „Es iſt ein Geheimnis,“ ſagte ſie, „ſie war geſtern bei der Giuſeppa.“

Es war ein heiterer Tag, und die Sonne ſaß

mitten im Fluß drin, und überall war es ſchon grün, und dazu paßte die aufrichtige Freude der zwei jungen Weiber ſo gut. Sie ſtießen die Arme ins Waſſer und hoben ſie, und Eſther ſagte: „Gott ſei gedankt!“ und Gigia Moro: „Sie hat es verdient!“

„Ja,“ meinte die alte Marietta und ließ das Waſſer aus dem Linnen rinnen, — „es muß jetzt bald ein Jahr ſein!“

Und da erhoben ſich die Eſther und die Gigia von ihren Brettern und dachten nach. „Es war,“ ſagte die Eſther, — „es war —“

Da tönt aus der Gaſſe ein Schrei. Noch einer! Ein dritter! Viele Holzſchuhe plappern aus den Torbögen und ſchlürfen in die Gaſſe.

Die Gigia dreht ihren ſchwarzen Kopf um.

Aber da ſteht ſchon ein Mann. „Sie hat ſich vom Fenſter geſtürzt!“ ſtottert er.

Sie fahren auf, im Augenblick verſtehn ſie's nicht.

Aber da rennen ſchon zwei Weiber leichenblaß aus dem Gäßchen und ſchreien: „Sie hat ſich vom Fenſter geſtürzt!“ Und nun wiſſen es die Marietta und die Gigia ſofort: das iſt die Pierina! „Geſú, Maria!“ ſpringen ſie auf, ſie

zittern an allen Gliedern, „die Pierina! die Pierina!“ ſchreien ſie wahnſinnig und rütteln die Eſther wach und reißen an ihr. Die Eſther aber ſteht wie ein Stein, wird immer größer und wachſender und ſpricht mit ſtarren Augen über den Fluß hin: „Heut' iſt es ein Jahr!“

Sachſenklemme.

(Geſchrieben anläßlich der Jahrhundertwende der Befreiung Tirols anno 1809.)

„Nöt a ſou, Seppl! Nöt a ſou! Machſch ſie lei no ſtietzeter.“ Seine dicke, braune Villanderer Joppe ſtemmt der Klammſteiner Peter dem Seppl in den Ellbogen.

Die Fünfe, die dabei ſind, nicken einverſtanden. Man muß dem alten Mutterle, das in der Maiſchlacht am Iſelberg den Mann und den Hansl ſchon hergegeben, ganz anders kommen, um ſie begreifen zu machen, daß der Luisl heute mithalten muß. Mit Schimpfen und Drohen richtet man nichts aus. Und der Seppl, der hat überhaupt leicht reden; er iſt allein auf der Welt, und ob ihn einer niederſchießt, macht wirklich nichts aus. Aber der Hutter Luisl, — wenn ſie den nimmer „ganzr“ heimbringen, das iſt etwas anderes!

„Du muaſch kroh lei a ſou denkn, Hutterin! A ſou muaſch denkn!“ Der Peter macht den Mund ober dem großen Vollbart weit auf und ſtreckt die Hände vor ſich in die Luft. Es iſt ſchwer, ſo etwas ordentlich herauszubringen.

„Du muaſch a ſou denkn, Hutterin! Ball alle Miatt'r a ſou tian möchtn, wo nampp m'r denn nachhr die Mand'r hear?"

Die Hutterin ſitzt vor dem Ofen. Den weißhaarigen Kopf hat ſie geſenkt, und die alten, runzeligen Hände machen im Schoße ein langſam drehendes Spiel mit dem Daumen. Ein Stück Abendſonne liegt der Barbara Hutter im Geſicht und färbt es faſt lebendig. Die Augen aber unter der niederen, armen Stirn ſehen dieſe Sonne nicht, und die welken dürren Lippen bewegen ſich ganz leiſe und furchtſam, als beteten ſie in einer ſchrecklichen Pein.

Und der Peter ſetzt fort: „Und i ſag lei, Hutterin", und dabei ſchaut er ſie faſt mitleidig an, „i ſag lei: ſein muaſts! Außi miaßn ſie!"

„Sell woll; Teigl, ſell woll! Werm'r ihmenen zoagn."

„Saggfoll, Seppl, ötz laſch amal in Peatr rödn!"

Aber den Peter bringt er nimmer aus der Faſſung.

„Wia g'ſagg, Hutterin, es muaßt ſein! Da gipp's nicht. Umaſuſcht hat d'r Andr in Spöckbachr und in Haſchpingr nöt aurgian gkoaſn. Ge-

wieß nöt! Kemmen tian ſie, heint oder morgn; in Kurat va Schabs hatt's heint uma finfe umadum ball ſchiach ghapp. Iſch in die Vorpoſchtn innikemmen."

„Viare liegn no han Bach unten!" ergänzt der Blaſi Troger von Mauls.

Die Hutterin ſeufzt auf. Die Sonne iſt aus dem Fenſter geklettert.

„Und deretwögn, Hutterin, — weil —". Der Peter ſteht auf; groß iſt er, und der braune Bart fliegt: „Dösmal helfmr alle zamm. Alle helfmr zamm. Verſtandn? I han in Pat'r gſöchn, göſchtr: Mand'r, hat'r g'ſagg, i bring ſie alle. Alle bring i ſie, verſtanden?"

Der Luisl hat einundzwanzig Jahre. Wie ein junger Kirſchbaum iſt er, blühend und blond. Er hört gierig auf, und ſein Geſicht iſt rot, und die Augen reden.

„Und göſchtr af Latzfons hat'r ſie griaft, d'r Haſchpingr; vun d'r Konzl oar."

Die Mutter ſeufzt auf. Die Dämmerung kommt.

„Des happs es in Herrgott g'ſchworn, Mand'r, hat'r g'ſagg, daß ös die Kirchenraibr

außijaggs.“ Die Fünfe und die Mutter und der Luisl ſind mauſeſtill.

„Gſchworn happs es! Zwoamal, hat'r g'ſagg, hamm'r ſie außigetriebn wia die Hund. Ahgfahrn ſein ſie wia die Vrdammpn. Und wear, hat'r g'ſagg, iſch inſre Hilf drbei gwödn? Wear, ſag i, hat'r g'ſagg?“

Die Mutter blickt ſcheu auf. Aber ſchnell wieder ſenkt ſie den Kopf.

„E a r iſch es gewödn, dear gholfn hat! D'r Herrgott! Naa, hat'r g'ſagg, d'r Herrgott, i wills zoagn; zoagn will is, za wen i halt. Fir miar, hat'r g'ſagg, d'r Herrgott, göbn ſie's Bluat hear unds Löbn; fir'n Glaabn, hat'r g'ſagg, laſſ'n ſie ihmene Haiſr in Raach augian; i will's zoagn, za wen i halt. Und er h a t 's gezoagg! Koa Stietz iſch mear boariſch od'r franzöſiſch gwödn, weil an iad'r gwißt hat, brum'r augſtandn und ausgezoachn iſch. — Und iatz, hat'r g'ſagg, d'r Pat'r, iatz kemmen ſie nouamal; nouamal kemmen ſie, und deratwögn, Mand'r, frag i enk, hat'r g'ſagg, hearts ös, wia iatz d'r Herrgott zan drittnmal riaft? Hearts es ös, Mand'r, hat'r g'ſagg, wia d'r Herrgott riaft?“

Die Mutter ſeufzt auf.

„A ſou hat'r grödt! Und nachhr hats za laitn unghöpp; — göſchtr iſch gwödn. Und ii", — jetzt redet er langſam und bedeutend — „ii, Hutterin, i han koan oanzigs Weibez nöt gſöchn, dös greart hatt, ball die Mandr und die Buabmen auszoachn ſein! Koan oanzigs, Hutterin!"

Aus dem offenen Türſpalt kommt eine Henne. Sie ſpaziert langſam vorwärts und bleibt in der Mitte der Stube vor dem Peter ſtehen, gerade wie er ſich niederſetzt. Grau iſt ſie, ſchmutzig und alt. Sie ſchaut rings umher, und dann, plötzlich, tut ſie einen kühnen Flug und landet gackernd vor der Hutterin.

Die rüttelt ſich. Sie möchte widerſprechen. „I verſteah ſchun, i verſteah ſchun", möchte ſie ſagen. Und indem ſie den Kopf noch tiefer ſenkt und die Hände den Schurz beißen, möchte ſie ſagen: „Abr, wenn d'r Luisl aa — a ſou wia d'r Franz und d'r Hansl?!" So möchte ſie ſagen. Aber ſie denkt: das verſtehen ſie nicht, wie ſie dann allein iſt, ganz allein, mutterſeelenallein.

Und ſo ſagt ſie, — und ſie weiß nicht, wie ihr das plötzlich eingefallen, — und ſagt es furchtſam und leiſe:

„Abr, — wenn Waffnſtillſtand iſch!"

Ganz furchtſam.

„Dös aa no! Dös aa no!“ Wie beſeſſen lacht der Seppl. Alle lachen ſie. „Dös aa no! Han i nöt g'ſagg, daß die Weib'r van Kriag koan Verſtand habn? Hutterin, i ſags d'r,“ — ſie knickt zuſammen unter dieſem Gelächter; es war ganz das Falſche, was ſie geſagt hat, — „i ſags d'r, deratwögn brauchſch d'r koa Haarl mear auszarupfn.“

„Waffnſtillſtand, Hutterin, und's ganze Landl voll Feind?“

Auch der Peter will erklären. „Hutterin —“

Aber da ruft einer dazwiſchen: „D'r Koprat'r!“

Die Türe iſt aufgeflogen. „D'r Koprat'r!“ Alle ſtehen auf, machen Platz. Draußen ſteht ein Haufe von Männern. Von der Küche her ſcheint das Feuer auf ſie. Sie ſind ſtill, warten.

„Herr Koprat'r!“

Der Peter geht ihm entgegen. Man ſieht den Geiſtlichen kaum mehr. Die Mutter ſteht zitternd in der Stube. Der Luisl neben ihr.

„Dös iſch d'r Herr Koprat'r va Villanders, Hutterin.“

Halb glücklich ſteht ſie vor ihm und küßt ihm die Hand. Wird er ihr den Luisl geben oder nehmen?

Der Geiſtliche ſagt: „Leitlen, mi ſchickt d'r Pat'r Joachim. S'iſch Zeit! Sie ſein alle banand, in Unterau halten ſie Rat. Miaßt ſchun gian Leitlen, geat lei, geat!"

Die Mutter wird ſteinſtumm. Der Luisl ſteht neben ihr.

„Han ſchun gheart, Luisl, biſch oaner vun die böſchtn Schitzn!"

Die Hutterin ſteht wie erſtarrt. Sie verſteht, jetzt hilft das Wehren nichts mehr!

Sagt der Geiſtliche zu ihr: „Miar wern'en mit Gottshilf ſchun wiedr bringen, Muatterle; lei nöt verzagg ſein und a bißl beten!"

Die Hutterin will etwas ſagen. Aber ſie findet kein rechtes Wort. Das Herz zittert ihr.

„Geat lei, geat, Mand'r, es iſch nou viel zu richtn!" Eine feſte, wohltätige Stimme hat der Geiſtliche.

Sie gehen langſam. Einer nach dem andern.

„Guate Nacht, Hutterin!"

„Pfiattgott, Hutterin!"

Draußen wird vor der Türe geredet. Die Türe iſt halboffen. Der Feuerſchein dringt herein, und der Kooperator erkennt die todſtarre Geſtalt der Mutter.

Da geht auch er langſam hinaus zu den anderen, und in der Stube ſteht die Mutter allein beim Luisl.

Er ſteht vor ihr und iſt zögernd. Aber von draußen ſieht er das Feuer in den Köpfen der Wartenden.

„Muatterle," ſagt er ganz langſam und ſtill, „Muatterle, iatz muaß i lei gian!"

Draußen reden ſie. „Luisl!" ruft einer. Die Wieſe vor dem Hutterhäusl iſt voll von Stimmen.

„Muatterle," ſagt der Luisl, „iatz laß mi lei gian!"

„Luisl!" ruft einer von draußen.

Zitternd ſteht ſie bei ihm. Die magere Bruſt atmet ſchwer. Kein Wort hat ſie. Die Augen bitten wie die eines hilfloſen Kindes. Die Hand fährt irrend über Stirn und Mund und Bruſt vom Luisl, wie ein ſchwankender, ungläubiger Segen.

„Luisl!“ ruft einer von draußen.
Da läuft er davon.

* *
*

In Unterau ſitzen noch die Führer. Sie ſitzen an der Straße im Gaſthaus. Vor dem Tore warten die Kommandanten von Latzfons, Villanders, Barbian, von Klauſen, Gufidaun, Feldthurns, von Schabs und von Aicha und vom Puſtertal. Mitten in der Nacht warten ſie auf das Wort vom Haſpinger, vom Mahrerwirt und vom Speckbacher. Das Eiſaktal iſt ſchwarz von ihren Männern.

Auf der Brixener Ploſe iſt ein Mondſchimmer.

„Tatt guat, ball 'r auß'r kemmet!“ ſagt einer.

Ueber der Brixener Ploſe fliegt ein Wolkenſchatten.

„Laß'n auß'r, laß'n auß'r! Brauchn a Liacht heint!“ ſagt ein anderer.

Sie warten. Vom Enneberg ſchiebt ein Gewitter herüber. Auf der Lüſener Alpe wetterleuchtet es.

„Koa guats Nachtl, Simmele, ha?“

„Koa guats Nachtl nöt, Seppele!“

Die Haustüre geht auf. Sebaſtian Mayrhofer, der Villanderer Führer, tritt heraus. Nach ihm der Speckbacher.

„In Kemenater riaf, Seppele!“ ſagt der Mayrhofer.

Der Seppele verſchwindet hinter dem Hausdunkel. „Peatr!“ hört man ihn rufen.

„Sou, iatz woll!“ Der Speckbacher iſt ſchnell umgeben von einem Dutzend baumſtarker Männer. Er hängt ſich den Stutzen um.

„Giamm'r, Mandr; giamm'r! Habn no a ſchians Bröckl!“

Der Kemenater kommt, und in der Türe erſcheinen Haſpinger und der Mahrerwirt. Speckbacher geht auf ſie zu.

„Alſo, wia gſagg: über Mauls außi ſorg ii! Wert nicht fahln! I han's ihmenen ſchun g'ſagg, ſie arbatn ſider Marent in die Walder.“ Zu den Kommandanten wendet er ſich. „Und öß,“ — er ſieht einen Wolkenſchatten über der Brixener Ploſe und kommt aus dem Gedanken — „Teigl, a Liacht kannt m'r brauchn!“

„Und öß,“ — er findet die Rede wieder —

„ös tiats in Hochwirn und in Mahrer folgen! Alle fangen tiat ös, Mand'r! Alle kroh fangen. Koan einerlaſſen — einſpörn!"

Alle ſtehen vor dem Hauſe. Auf den Wieſen und auf der Straße iſt es ſchwarz. Schwarz von der Nacht und den Menſchen. Sie haben es noch gehört, wie der Speckbacher „In Gottsnamen!" gerufen hat, und laſſen ihn wie durch ein Spalier hinaufziehen.

„Happ's ös die Höf ahgſucht?" frägt dann Haſpinger.

„Sell woll, Hochwirn! Sein alle da!"

Der Pater wandert auf der Straße herum. Ueberallhin geht er. Man ſieht gar nichts mehr. Wolkenbänke ſtockdick am Himmel.

„Da iſch d'r Weitentaler Kurat." Einer lauft mit ſeiner Laterne herbei.

„Guat iſch, Lantſchner!" Er ſchüttelt ihm die Hand. „Wiaviele haſch denn?"

„Siebmeneunzig!"

Er rennt zurück, der Mahrer trifft ihn. Bei den Villanderern und Latzfonſern, ſchon gegen Oberau hinauf, bleibt er ſtehen. Er will reden. Er hört marſchieren, wendet ſich um.

„Die Villnöſſer kemmen!" ruft einer.

„Brav, brav!“ ſagt der Pater.

Dann zu den Latzfonſern und Villanderern.

„Leitlen, — kaa Schond machn!“ Ein Kruzifix hebt er in die Höhe. Der weite, braune Kuttenärmel ſinkt ihm bis zum Ellbogen.

„Leitlen, ös wißts, was es geltn tuat: dösmal derſchlagm'r ſie! — Aushaltn, Leitlen, ſag i, — aushaltn!“

Alle knieen nieder. Die Stutzen ſchlagen auf. Das Kruzifix blinkt im Mondlicht.

„Und iatz, — marſch!“

* *
*

Pumm! Gr-ragg! Grr-aagg! Grraggaggaggagg! „Laafnlaſſn! Laafnlaſſn!“ Gr-ragg! Gragg! Graggaggaggagg! Pumm! — Stürzt alles. Der ganze Kofel. Alle Felſen, Höllenfelſen; ganze Berge, Wälder von Stein. Pumm! Der's getan hat, ſchlägt ein Kreuz. Die Wolken von weißem Todſtaub fliegen hinauf in die Wände, ihm vor die Augen.

Noch einmal: Pumm! Drüben, von der anderen Seite, hinterm „Sack“ außer Mittewald.

„Laafnlaſſn! Laafnlaſſn!“ Gr=ragg! Lawinenfall. Es donnert das Tiroler Land. Donner iſt's. Gr=aagg! Grraggaggaggagg! Gr=agg! Pumm!

Totenſtill!

— — — — — — — —

Schreien! Ein Schrei! Zwei, drei, vier, hundert wahnſinnige Schreie. Heulen. Die ſchreienden Stimmen bellen, unter den ſauſenden Steinen zerſplittern Menſchenſchädel; Hunderte von Wehrarmen werfen die Waffen fort, ſchlagen ſich im Entſetzen vor das Geſicht.

Stammeln dann. Steine fallen auf die Bruſt, Stämme auf den Rücken, Wüſten von Sand in den Mund.

Einer krümmt ſich empor. Einer wird irr. Will heraus aus den Steinen. Es faßt ihn ein anderer, hat einen roten Fluß von Blut im Leibe.

Keiner entkommt!

Im Walde, rechts, links, vorne, hinten ſind Kugeln. Ueberall ſind Kugeln. Piff! Paff! S=rrrr! Piff! Paff! Pumm! — Tot! Keiner entkommt!

„Weiter Mand'r! Nöt zruggſchaugn!"

„Außi auf d'r Straßn, Mandr! Die Hund habn in Taifl miet!"

Sie röcheln, die Sachſen, wenn ihre Brüder, den Tod verachtend, über ſie wegeilen. Sie betteln ums Leben. Weil's ihnen der Stein nicht gibt, um die Kugel. Piff! Paff! Sowie ſie drinſtecken in den Blöcken, morden die Kugeln ſie hin. —

„Gegrießt ſeiſch du, Maria!"

Beten! Beten! hat der Kooperator geſagt. Beten, Muatterle! Beten; mitten im Donner der grauſamen Schlacht ein paar hundert Meter weiter unten. Mitten im Donner von beiden Bergen, im Zittern der Erde, auf der das Häuſel ſteht. Beten, Hutterin!

„Du biſt gewenedeit —!" Oh, ſo inbrünſtig!

Die Türe verſchloſſen. Die Fenſter zu. Aber doch beben alle Wände. Hilft nichts, die Hutterin muß es hören.

Hornſignale! Eilende, rufende, reizende. Kreuz und quer. Das Mutterle zittert. „Gegrießt ſeiſch du, Maria —!" Die welken Hände betteln. Der weiße Kopf ſinkt müde und tief in dieſe bettelnden Hände, bis er ſich zuckend er-

hebt, ſobald der Wald von den Kugeln ſchreit und das Tal unten von den Kanonen.

Pumm! Rauchwolke. Echo. Ewiges Echo. Es kriecht aus jedem Schatten des auguſtheißen Berges. „Luisl, Luisl!“ ſagt es. „Tot, tot!“

„Du biſch voll d'r Gnaden!“ Oh, ſo inbrünſtig!

Pumm! Die Fenſter klirren.

Ein Juchzer. Aus ganz heißer Bruſt.

Noch einer. „Juu-hui! Juuuuu-hui!“

Ewiges Echo. Aus allen ſonnigen Winkeln des auguſtheißen Berges kriecht es. „Luisl, Luisl,“ ſagt es. „Lebendig, lebendig!“

Pumm! Das Poſthaus in Mittewald kracht. Soweit ſind die Sachſen über die toten Brüder gekommen. „Vorwärts, ſchlagt das Geſindel zu Klumpen! Nirgends Pardon!“

Im Poſthaus ſterben aus den Fenſtern ein paar. Plumpſen wie Säcke auf die Gaſſe. „Schießt ſie zu Klumpen!“

Bis die Bauern ſchnelle Beine bekommen und über die Brücke aufs rechte Ufer fliehen, ſpeien die Kanonen. „Laaſt af Oberau oidn, Mand'r! Laafts, laffts!“ Piff! Einer fällt.

Srrrr! Ein anderer. „Gſchwind, laaft!“ Die Sachſen können noch ſchießen!

„Achtgöbn Luiſele; Saxelebua!“

Der Luisl ſteht noch auf der Brücke.

„Laß'n laafn, Luiſele, iſch nöt der Miah wert!“ — — — — —

Die Hutterin betet. Wenn's nur bald Nacht wär! Sie kniet und betet. Die Sonne iſt wieder in der Stube. Sie iſt freundlich und lacht. Die Hutterin ringt die Hände und weint. Zerriſſen von Angſt. Wenn's nur bald Nacht wär!

— — — — —

„Geats in Berg eini, ſag i enk. Die Sachſen laafn ſchun af Oberau oar!“

Auf dem ſchmalen Fußpfad von Mittewald abwärts, rechts am Eiſak, flüchten die vertriebenen Bauern. Der Feind ihnen nach. Wie Pflaſterſteine liegen die Toten.

„Höpps mi au!“ Drüben reitet der Feind, fliegt über die Toten.

„Höpps mi au!“ Es hört keiner die Bitte.

„Weiter, Mand'r, es nutzt nicht!“

„Luisl, ziel noumal. Nimm d'r in Roatn!“

Piff! Srrr! Fällt vom Roß. —

— — — — —

Weiß die Hutterin nicht, daß ihr Bub heute Menſchen erſchlägt? Betet und kniet. Um Mittewald iſt's ſtiller. Stiller iſt's geworden. Ein Fenſter hätte die Hutterin; daraus könnte ſie ſchauen und ſehen, wie der Krieg über die Straße marſchiert, abwärts im Tal. Aber ſie macht es nicht auf. „Heilige Muatt'r Gottes, hilf m'r, hilf m'r! — In 'Mann hoſch m'r g'nummen, und in Hansl haſch m'r aa g'nummen, — o heilige Muattr'r!" Und die Sonne lacht über dem alten Weibe, das kniet und die Ellbogen auf die Hand ſtützt und das verzweifelte Geſicht in die Hände.

— — — — — —

„In Kemenater ſchaff un, daß'r die Bruggn haltet!"

„Kemenat'r!"

Der Krieg rückt an die Brücke unter Oberau. Der Pater Haſpinger ſieht ihn kommen. „Riafts m'r in Mayrhofer!"

„Da bin i!" ſchreit der Mayrhofer, von der Bank herauf vorm Reiferhof.

„Abi! G'ſchwingg abi! Die Bruggn halt'n — od'r!"

Der Pater rennt hin und her. Unten an der

Brücke, dem Feind gegenüber, warten, die von Mittewald flohen. Hinter ihnen, in Riol, warten die Seinigen. Drüben ſchießt der Feind.

„Die Puaſterer ſein aff Blasbichl!“

„Braff!“

Es kracht das ganze Tal. Haſpinger kommandiert. „Oidn, Mand'r, — oidn! Schnellſchritt iatz, — oidn!“

Wolken von Rauch ſchießen in den Himmel. Die Sonne verſchwindet. Trara! Die Sachſen reiten. — Piff! — Paff! — Die Puſterer ſchießen vom Blasbichleck hinein, der Haſpinger ſtürmt von rechts!

„Die Bruggn ahreiß'n! Mand'r, höpp's aus!“

Pumm! Gr=agg! Grr=aagg! Grraaggaggagg! Pumm! „Laafnlaſſn! Laafnlaſſn!“

„Sturm, Mand'r!“

Es donnert. Der Berg donnert. Von links und rechts fallen die Berge ein. Schreien! Ein Schrei; zwei, drei, vier, hundert Schreie. Piff! Paff! „Die Bruggn ahreißn, Mand'r!“ Das Kruzifix leuchtet in der befehlenden Hand.

„Paterle —!“

Einer fällt neben ihm.

„Mand'r, — die Bruggn ahreißn, ſog i enk!" — Pater Joachim ſchreit!

„Mand'r, ſchiaßts, daß koaner übrikimmpp!"

„Paterle —!"

Ein zweiter fällt. Wie ſie alle, die fallen, die Hand aufs Herz halten!

Da brennt die Brücke.

„Die Peißerbrugg brennt!"

„Schiaßt ſie nieder! Schiaßt ſie nieder! — Luisl, nimm d'r in Blobn!"

Piff! Srrr!

„Luisl, noumal! Nimm d'r in Grian!"

Piff! Srrr!

Klatſch. Und Gewieher. Der Eiſak ziſcht auf: Roß und Reiter in Waſſer und Flammen.

„Jatz hab mer's gwungen, Mand'r!" Das Kruzifix in der befehlenden Hand blinkt. „Lei nou a Stindl, Mand'r, nachhr iſch Rua!"

Es kracht und donnert das Tal. Wolken von Rauch ſchießen in den Himmel. Auf ſchwimmenden Balken treiben die Koburger über den Fluß. Drüben, am anderen Ufer, rennt wie ein Gehetzter der Feind.

„Paterle —!"

Der Klammſteiner Peter greift ſich ans Herz.

„Mand'r, — lei nou a Stindl, lei nou a Stindl tiat m'r helfen!"

Drüben, über dem Fluß, flieht der Feind.

„Luisl", ſtammelt der Sterbende, „Luisl, gib acht! — 's Muatterle wartet!"

Aber auch der Luisl hört ihn nicht. Er ladet den Stutzen. Wie ein blühender Kirſchbaum iſt er heut!

* * *

Gegen Abendwerden poltert ein Wetter nieder. Haſpinger wirft ſeine Leute hinter Unterau hinab. „A halbs tauſend Toate han i gſöchn!" — „Ja, ſchiach iſch es gwödn." — „Schiach genua." Die Leute gehen langſam, der Regen wiſcht ihnen das Blut und die Pulverſchwärze vom Geſichte.

Sie ruhen auch in der Nacht nicht. Die Führer halten wieder Rat. Es iſt wie geſtern. Nur die Blitze zeigen die Entſetzlichkeit des verrauſchten Tages. Auf der Straße ſtrömen Bäche. Aus den Fenſtern in Unterau wagt ſich kein blinkendes Licht.

„Des ſeids braff gwödn, Villandrer!“

Die ſtehen, eine ganze Reihe, unter dem Schirm eines tropfenden Daches. Haſpinger beſucht ſie alle.

„Wiaviele happes denn!“ Das „Tote“ zeigt nur eine Handbewegung.

„Viaraſippſig!“

„Viaraſippſig?!“

Es iſt ein Seufzer.

„Dös iſch nicht gögn die Sachſen. Zwiſchen der Bruggn und Oberau liegen ſie wia die Garbn.“

„Und von die drei Haiſer oben hearſch nicht als Jammern.“

Ein kohlſchwarzer Kerl läuft die Straße daher.

„Wo iſch d'r Pater?“

Haſpinger eilt ihm entgegen. „Mandl, was willſch?“

Eine Botſchaft vom Speckbacher. „Der Spöck laßt enk ſagn, ſie ſein alle in Oberau, die Sachſen. Wia die Haring. Was nöt unt'r die Stoan ban Sack ligg, klimmpp morgn aa nöt außi aff Störzing. Er hat gſagg, ös mögges lei aff Oberau ſchian einſpörn, nachhr macht ear's andere.“

„Guat! Iſch guat! Und wia biſch denn du ummer kemmen?“

„In Berg übri.“

Haſpinger fährt ſich in den Bart.

„Ja, Mand'r —,“ es ſind ſchon wieder hundert um ihn, und wenn ein Blitz niederfährt, leuchtet ſein roter Bart, — „ja, — morgn fachm'r ſie g a n z, Mand'r!“

Er wendet ſich um.

Kemenat'r,“ ſagt er, „haſch in Schenk nicht gſöchn?“

„Ear iſch gangen, in Klammſtoaner ſuachn.“

„In Peatr?“

Der Schabſer Wirt nickt.

„Hats 'n?“ — Das andere iſt wieder nur eine Handbewegung. Wie der Schabſer Wirt nickt, dreht es den Pater aufgeregt herum.

„Iſch obn nou nicht grichtet auf d'r naſſen Wand?“

Der Kooperator von Villanders antwortet: „Oeppes ſchun, ab'r i moanet aa, miar ſolltn ſie gſchwingg audnſchickn.“

„Luisl!“ ruft der Pater.

„Dear ſchlaft. Iſch gar a ſou hitzig gwödn.“

„Schlafn?“ Haſpinger verbirgt die Freude kaum, daß der Bub noch lebt.

„Holts 'n lei! Iſch böſſr, miar ſchickn 'en morgn afn Bichl aui, oarzalaſſn, als daß 'r wiedr in die Kugeln nachlaaft! Gſchiecht ihm wianig'r ba dear Arbet.“ — Als ob er beſorgt wäre und ahnte, daß im Hutterhäusl eine verzweifelte Mutter herumirrt und in der Todesangſt um den letzten Buben die Hände ringt.

„Luisl“, ſagt der Pater, als der Bub ſchläfrig vor ihm ſteht, „wear kennt ſi denn nou guat aus auf die Schrofn obn?“

„Wo denn?“

„Auf d'r naſſn Wand und auf der hiagrn Seit ban Ögg miaß m'r oarlaſſn.“

Der Luisl denkt nach. Schwer.

„D'r Peatr!“ ſagt er dann.

„Kann in Peat'r nöt brauchn.“

Die anderen ſchweigen. Der Luisl verſteht nicht.

„D'r Graſr Michl.“

„Aa nöt“, antwortet der Kemenater.

„Nachhr vielleicht d'r Turner Seppl!“

„Hear, gib ihm die ewige Ruah!“

Jetzt begreift der Luisl. Er ſtößt hervor:

„Iſch nachhr öpp'r — d'r Hörwarter aa hin?"

„Hörwarter!" ruft der Villanderer Kooperator.

Es kommt ein breiter, über und über mit Blut und Schlamm beſpritzter Knecht.

„Hiasl —," die Stimme des Luisl iſt ſtärker geworden, „d'r Pater moant, ob du öppr —"

„Ob d u di auskennſch zan oarlaſſn?"

„I moanet woll. Aff Oberau?"

„Ja. Aff Oberau." Haſpinger iſt mitten in ſeinem Kriegseifer. „Nachhr geat ös lei gſchwingg. Enkere Miatt'r brauchn nar aa nöt a ſou za verzappern."

Er gibt ihnen den Befehl: Gegen acht Uhr morgens iſt er gewiß ſchon in Oberau. Die paar Poſten in Unterau und das Bataillon in Riol, das geſtern abend noch über den Eiſak nachgeſetzt hat, will er nach Oberau zurückwerfen. „Nachr ſein ſie alle gfangen in die par Haiſr. Dr Spöck iſch in Mauls obn und laßt zelm koan außr, — und miar von unten aa nite. Oes geats af d'r naſſn Wand der Oane, und afn Ögg d'r Andere, und tiates hearricht'n, was es lei kennt. Die Strick ſein ſchun obn. Und nachhr, — was die Hauptſach iſch, — ball ös ſöchts, daß die Sachſn

ausfalln und miar dervor ob'r in d'r Näch ſein, — oarlaſſn! Oarlaſſn, — alls aff amal, in rechtn Augenblick! — Ab'r achtgöbn, Biablen!"

Der Luisl und der Hörwarter gehen. Links über den Berg. Sie tragen neben den Stutzen Aexte und Beile. Noch immer fahren Blitze nieder. „Aupaſſen!" Sie kommen erſt nach Mitternacht hinauf an den Fuß der Schlucht im Eiſaktal. „I laß mi in Bach eini." Denn der Hiasl muß nach rechts. „Guat, daß d'r Muhn auß'rkimpp. Mit die Kentlen iſch heint nicht zu machn." Der Luisl nickt. „Aupaſſen, Hörwarter, ball aff d'r Straß außikimppſch!" — „Wert nicht faaln!" Er läßt ſich vom Eiſakſteg in das Bett hinab. „Du", ruft der Luisl nach, er hat es ſchwer auf der Bruſt getragen, — „kannteſch nöt zuakearn ban Hutt'rhaiſl und ſagn, — mei, ſie iſch gwieß recht verzagg, weil i nit kimm, — daß i morg'n bei d'r naſſn Wand obn bin und daß nicht za firchtn iſch?" — „Wenn's nöt za ſpat wert, kear i zua." Er verſchwindet.

„Luisl!" — der Luis iſt ſchon ein Stück im Berg oben — „Luisl!" — „Hooh!" — „Ball ii riaf ob'r ball d u riafſch: in Namen Jeſu! — nachhr wert oarg'laſſn. Verſtandn?"

„Geat guat!“ —

Der Mond hellt den Weg in den Berg. Das Wetter iſt tot. Stumm liegt das Tal. Von den Sterbenden dringt kein Schrei mehr herauf.

Aber ſobald die Arbeit auf der naſſen Wand beginnt, und die Arbeit drüben auf dem Eck über dem Eiſak, hallen harte, ſchlagende, eilende Töne ins Tal. Die Bühnen ſtecken vorbereitet im feuchten Boden. Hunderte von geſchlagenen Fichten liegen wie tote Schlangen auf dem künſtlich geſtützten Erdreich, und darüber und in die Lücken zwiſchen Stamm und Stamm werfen die zwei Einſamen, einer hier, einer dort, Hunderte von Blöcken und Klötzen.

Der Mond wird bleich. Der Himmel blaßblau. Die harten Klänge dringen noch eilender ins Tal. Die fauſtdicken Stricke halten eine Wüſte von Baum und Stein, einen Berg voll Tod. Um eiſerne Felſen gelegt, zittern die fauſtdicken Stricke.

Block fällt auf Block. Fels auf Fels. Und mitten in dieſen falſchen Berg führt ein fleißiger Pfad, den die Einſamen raſtlos durchwandern, einer hier, einer dort, wie einen Wehrgang.

Der Himmel wird rot im Oſten. Der Tag

geht langſam in die Welt. Stein auf Stein. Block auf Block.

Eine Stunde ſpäter läutet eine Morgenglocke. Die zwei Einſamen knien nieder. Sie ſehen ſich, rufen ſich aber nicht zu. Sobald das Läuten verklungen, wieder Stein auf Stein, Schlag auf Schlag.

Es geht ein Weibel vom Hutterhäusl heraus. Der Morgen ſchaut über den Berg. Es ſperrt die Haustür zitternd zu. „Wo hat'r gſagg, daß 'r gangn iſch?" Es ſperrt den Kuhſtall zu und lauft noch einmal zurück zu den Hennen. „Happes öppas za frößn?" Kann ſich nicht trennen. Einen grauen Spenſer hat es über den weißen Aermeln. „I gea decht zan Luisl. Nachhr han i an Ruah." Steht vor dem Haus und ſchaut zur naſſen Wand hinüber. „I geah zan Luisl; nachhr kannt ihm nicht gſchöchn!"

Von Unterau zieht die Schar vom Haſpinger herauf. „Achtgöbn, Mand'r! Nöt za gaach!" Der Kemenater und der Mahrer führen ſie.

Oben auf der naſſen Wand und drüben auf dem Eck klingt Schlag auf Schlag in wahnſinniger Haſt. Der falſche Berg iſt ſchon eine Viertelſtunde lang.

Die Sonne kriecht aus dem Tannenbett.

Es geht ein Weibel den Kirchſteig nach Mittewald. Es humpelt ein Weibel hinter einem Stadel über die blutige Straße. Das Geſicht gelb und hohl. Ein böſes Alter ſitzt darin und zwei lange, entſetzliche Nächte. „A guat'r Bua, d'r Hiasl, daß'r nou zuagekeart iſch.“ Ein altes Weibel geht über die blutige Brücke. Sieht die Toten nicht, aber gut den Weg. „A guat'r Menſch, d'r Pat'r, daß'r in Luisl da audn ſchickt. — Ab'r dechter —!“ Sie Sonne kriecht aus dem Tannenbett. Da ſieht ſie im gelben Geſicht die betende Unraſt von achtundvierzig Stunden; das Händeringen, das Lauſchen auf jeden Schritt vor dem Häuſel, die tolle Furcht, daß der Luisl heut ſterben muß, weil er geſtern verſchont geblieben.

Der Feind flieht von Unterau. In der Sonne blitzen die Säbel. Die Sachſen laufen. „Der General iſt fort!“ — „Nehmt die Brücke in Oberau und brennt ſie nieder!“

Dahinter die Bauern. Es läutet Sturm. Die Sonne liegt auf der blutigen Straße. Piff! Paff! Pumm! „Saggra, mi hats!“ — „Geat lei firſchi, Mand'r, heint fachm'r ſie ganz.“

Schauen herab auf die Straße, die Einſamen. In den Himmel glühen die Berge von Tirol.

Die Sachſen rennen. Das Bataillon von Riol rennt mit. „Der General iſt fort!“ — „Es brennt in Oberau!“ Sie laufen Schnellſchritt. Piff! Paff! Srrrr! Alle Wälder ſind ſpeiende Teufel.

Hinter ihnen die Bauern. „Treibs ſie übri! Ummi mit die Biablen. Heint fachm'r ſie ganz!“

Schauen herab auf die Straße, die Einſamen. In den drei Häuſern, um die drei Häuſer ſtehen die Sachſen. Der General iſt fort. Die Verzweiflung iſt da. Schlag auf Schlag.

Bald wird es rufen: Im Namen Jeſu!

Ein Weibel kriecht den Berg hinan. Humpelt und hinkt. Raſtet nie. Sucht ſich den Weg über Stein und Stock; raſtet nie. „Wenn i ban Luisl bin, iſch alls guat. Hatt's decht nimmr d'rlietn.“ Den Roſenkranz ſchlingt es, preßt es in der Hand. Raſtet nie.

Die Bauern von Unterau herauf! Scharen; Schützenſcharen. Der Mahrer und der Kemenater voran. Mitten zwiſchen den Todesfrohen, den Freiheitsſehnenden, der rote Pater.

Und noch Schlag auf Schlag und Stein auf Stein auf der naſſen Wand und drüben am Eck. Bald wird es rufen: Im Namen Jeſu! Denn der Feind iſt wirr. Er wartet den Tod. Er rennt und ſucht Rettung, er ſammelt und birgt ſich und iſt hilflos im Haus, um die Häuſer, auf der Straße, in den Straßenauen.

Ein Weib, humpelnd und betend, kriecht den Berg hinan. Es hört nicht die Schläge. „Ball i ban Luisl bin, kannt ihm nicht mear geſchöchn.“

Schaut herab, der Luisl. Bald wird es rufen.

Sieht die Seinigen den Feind treiben, ſieht die Sachſen wie aufgeſtochene Ameiſen. Bald wird es rufen: Im Namen Jeſu! —

„Juuhui!“

Sturm läutet es talein.

Die Straße ein ſchwarzer Ameiſenhaufen. Es blitzt vor dem Pfarrhof in Oberau. —

„Jeſus, Maria, — a Menſch kimp da!“

Der Luisl läßt bleich die bereite Axt ſinken.

Ein altes Weib kriecht in den falſchen Berg. „Jatz wer is ball habn!“ Sucht ſich den Weg zwiſchen Stock und Stein. „Gegrießt ſeiſch du, Maria —!“ Findet ohne zu ſuchen den ſchma-

len Pfad, der kunſtvoll den falſchen Berg durchzieht.

„A Menſch! Heiligr Joſeph, a Menſch!“

Die Straße ein wimmelndes Heer. Die Bauern ſind in fünf Minuten ſchon da.

„Juu-hui! Mand'r, heint fachm'r ſie ganz!“

„Achtgöbn, Mand'r!“

Der Luisl hält ſeine Axt. Todesſchweiß auf der Stirn.

Ein altes Weib kriecht in den falſchen Berg. „Heilige Maria, du biſch voll d'r Gnadn —!“ So rüſtig ging es noch nie. Immer weiter, ohne Raſt, ohne Ruh.

„A Menſch! A Menſch af mein Berg!“

Das iſt kein Feind!

Schaut und lugt, der Luisl. Rennt hin und her. Soll bei den Stricken bleiben.

„Leitl, gea zrugg!“

Rennt hin und her. Schreit tauſendmal: „Leitl, gea zrugg!“

Sieht den Hörwarter drüben auf dem Eck. „Hiasl, nou nit!“ „Leitl, gea zrugg!“

Läßt die Axt ſinken. Der Menſch im falſchen Berg hört ihn nicht!

Sieht den Hörwarter warten. Mit gehobenem Beil. Wie ein Stein wartet er.

Die Bauern rennen. Der Pater voran.

Die Feinde ſchießen. Piff! Paff! Es donnert das Tal.

Jetzt muß es ſein!

„Naa, no nit!“

Es würgt ihn beißende Angſt. Die Augen ſind weit offen. Die Augen ſind totenſtill. Die Augen ſind ſtarr. Sie ſehen!

Die Axt fällt aus der todſteifen Hand.

„Muatt'r! Muatt'r! Muatt'r! Heilige Jungfrau, Muatt'r!“

Der Feind ſteht geſammelt. Die Trompeten blaſen. „Juhui!“ Speit und donnert das Tal.

„Muatt'r! Muatt'rle, gea zrugg! Zrugg gea!“

Schreit die Seele aus. „Muatt'r! Muatt'r!“ Rennt zwei Schritte. Wieder zurück. Muß feſtgenagelt warten.

„Muatt'r!“ — durch die hohlen Hände — „Muatt'r, zrugg!“

Wieder fort von den Stricken. Wieder zurück.

Streckt ſich in die Höhe. Das Tal muß es hören.

„Muatt'r, zrugg!“

Ein altes Weib kriecht in den Berg. „Jatzt wer i's ball habn?“

Trara! Piff! Paff!

„Juhui!“

„Muatt'r! Heiliger Joſeph —!“

Es ſchreit Tirol.

„Muatt'r —!“ Ein verzweifeltes Sichbeſinnen.

Trara! Der Feind fällt aus. Die Sachſen rennen.

„In Namen Jeſu!“

Blinkt eine Axt drüben am Eck.

„Muatt'r, — zrugg!“

Ruht eine Axt auf der naſſen Wand.

„In Namen Jeſu!“

Blinkt eine Axt drüben am Eck.

Schreit das Tal: „Muatt'r, Muatt'r!“

Blinkt eine Axt auf der naſſen Wand. Sinkt wieder zurück.

„In Namen Jeſu!“

Sauſt eine Axt drüben am Eck.

„Muatt'rle —!“

— — — — — — — —

Blinkt eine Axt und fällt ſchneidend ins Seil.

Stürzt der Berg von der naſſen Wand.

* *
*

Sie ſind ſtill, die Sieger. Die Nacht iſt dunkel. Der Eiſak toſt über die blutigen Felſen. Über Leichen und Säbel und Stutzen. Blöcke rollt er mit ſich. Zweige; ſaftgrüne, rauſchende, redende Zweige. Einen Menſchen rollt er mit ſich. Den Kopf voran, die Arme voran. Bleibt liegen, iſt bleich. Bleich ſtarrt das Geſicht in die Nacht. Kommt eine neue Welle. Die Füße voran.

Rollt der Eiſak die Toten gen Süden.

Sie ſind ſtill, die Sieger. Auf der Straße iſt gut liegen. Auf den ſchmalen Wieſenflecken iſt gut liegen. Überall liegt es ſich gut. Die Sieger hören das Jammern nicht, nicht das Stöhnen der Verwundeten. Sie ſind ſelber wie tot.

Die Mauern der drei Häuſer in Oberau dampfen vom Blut; die Steine vom Blei. Vom

Tirolerblut rot iſt die Erde. Rot iſt ſie vom Sachſenblut.

Karren fahren langſam über die Straße. Da ſtehen die Sieger auf. Kommen hervor aus der Nacht und ſchauen und ſchweigen. Ein Wagen nach dem andern fährt mit ſtrohleiſen Rädern davon.

In den Karren iſt Stöhnen und Tod.

Kommt der Speckbacher hinter den Wagen her.

„Tiats den Zöttl da ahgöbn in Neuſtift!“

Geht zu den andern.

„Oes geats af Klauſen! Habbs die Leichteſten.“

Ein Wagen nach dem andern fährt fort.

Die Sieger ſind ſtill. Sie ſchauen, denn der Mond zeigt die Entſetzlichkeit des verrauſchten Tages.

„Simmele!“ Der Mahrer weckt ſeine Leute.

„Schauggs decht a bißl, daß ſie ins nöt unt'r die Händ ſterben!“

Der Pater geſellt ſich zu ihm. Der rote Bart fliegt nicht. Aber im Mondlicht glänzen dieſe feurigen Augen.

„Tiat m'r in Lantſchner und in Gruab'r

holn. Wenn ös in Waſſermann ſöggs, ſollt'r aa kemmen. Morgn iſch Portſchungula Samſti, möcht nöt, daß die Lait koan Herrgott nöt kriagn!"

Stehen alle drei beiſammen. Aus der Nacht kommen die Führer, ſtellen ſich rund herum. So wird der Platz von Menſchen voll.

„Jatz, Pat'r Joachim, ball alls uhng'ordnt iſch, i gea! I muaß aufi, möchts in And'r ſagn, wias gangn iſch — —." Er blickt auf die Straße gegen Mittewald, von der ſchnelle Schritte tönen.

„Oes kempps morgen woll bis af Mauts außi, ha?"

Zwei im Volke reden leiſe miteinander.

„Spöck," ſagt der Pater, „vergelt's Gott, — vergelt's Gott tauſendmal —!"

Lacht der Speckbacher. „Wer i woll Ihmenen danken miaßn, Paterle?"

„Guat iſch gangn, heint," lacht der Mahrer.

„Gfacht habm'r ſie!"

Entſteht eine Gaſſe im Volke der Sieger.

Schreit einer: „In Pat'r! In Pat'r!"

Kommt einer wie ein ſchreiender Pfeil gelaufen.

„Wo iſch d'r Pat'r?"

Kommt einer atemlos, wahnwitzig in die Sieger hereingefahren.

Haſpinger ſpringt auf: „Was iſch? Iſch der Feind —?“

Kommen alle herbei.

Der Luisl bleibt im tollen Anprall an der Bruſt des alten Maulſer Jägers hängen. Reißt ſich frei.

„Pater Joachim!“

Er hebt die Hand. Iſt groß wie eine ſich reckende Tanne, hat ein weißes Geſicht.

„Biabl, was iſch?“ Der Haſpinger erſchrickt.

„Biabl, was iſch?“ —

„Pat'r, — i han mei Muatt'r d'rſchlagn!“

Sie heben ihn. Halten ihn. Immer mehr Männer kommen. Drüben fahren die Wagen ab. Voll Stöhnen ſind ſie.

Einer ſagt: „Der Hutter Luisl!“

Sie ſtützen ihn. Er iſt groß wie eine wilde Tanne, und ſein weißes Geſicht ſinkt nicht.

„Luisl!“ Der Haſpinger ruft auf.

Sie ſind alle um ihn.

Er reißt ſich das Hemd auf der Bruſt auf. „Han gebettelt va neine in d'r Fruah bis af iatz in d'r Nacht, daß mi oanr drſchiaßt. Bin um-

adumm grennt va neine bis iatz, daß mi oanr d'rſchlagg," — macht ſich frei von den Haltenden — „bin untn und obn gwöön, daß i ſie find —; untr die Stoan, dö i i oarglaßn han, muaßt ſie liegn!" Grauſam aufſchreiend: „Pat'r, i han mei Muatt'r d'rſchlagn!"

Noch verſteht ihn keiner. Noch ſind ſie um ihn herum, leichenblaß wie er, und keiner gibt ihm ein Wort. Nur hinten, wo die vielen ſtehen, geht Vermuten und Erraten herum.

Kommt ein zweiter gelaufen. Entſteht von neuem die Gaſſe. Haſpinger iſt fahl um den Bart.

„D'r Hörwarter iſch es!"

Er keucht wie ein gehetztes Roß, ſtiert mit traurigem Blick auf die, die warten.

„Happs in Luisl nicht gſöchn?"

Da ſieht er ihn ſelbſt.

„Laßt 'n verſchnaufn!"

„Pat'r — i han mei Muatt'r d'rſchlagn!"

Haſpinger ringt mit dem Verzweifelten.

„Der da hats gſöchn!"

Der Hörwarter ſtiert entſetzt.

„Weil er's ihr gſagg hat, heint in d'r Nacht, daß i ſoll auf d'r naſſen Wand oarlaſſn —"

„Wear hat's ihr gſagg?“

„Göpps ihm a Waſſr!“

Der Hörwarter redet mit trockener Zunge: „I han's ihr gſagg, daß ſie nöt za verzagg iſch.“

„Kemmen iſch ſie za miar — Pat'r —!“ Dieſe Stimme zerſchneidet jede lauſchende Seele.

„Göpps ihm an Wein! Ear d'rſchwacht ja ganz!“

„Kemmen iſch ſi za miar, weil ſie die Angſt getriebn hat. Za miar iſch ſie kemmen, za miar af d'r naſſen Wand!“

Haſpinger und der Mahrer werden wie aufſchießendes Eiſen. Über die Schultern ſchauen ihnen die Sieger.

„Un ball i ſie gſöchn han“ —

„I han ſie aa gſöchn, wia ſie in Berg einikrochen iſch.“

„Höpps'n; laaft oanr um öppes z' öffen!“

Lauft keiner. Kann keiner fort.

„Ball i ſie gſöchn han, han i gſchriebn. Griaft han i, griaft!“

„Ja, i han's gheart.“ Den Hörwarter rüttelt das Entſetzen.

„Biabl, Biabl!“ ſagt der Haſpinger ſtill.

„Nöt derzöln, Luisl!“ bittet ihn der Kooperator.

„Laßtn lei rödn, iſch böſſr.“ Der Mahrer ſteht dicht bei ihm.

„Biabl, Biabl!“ Joachim hat den feurigen Kopf müd geſenkt.

„Pat'r —“ der Luisl iſt groß wie eine ſich reckende Tanne — „Pat'r, i han mei Muattr d'r=ſchlagn! I h a n g m i a ß t! Pat'r, g m i a ß t han i!“

Wie Mauern ſtehen die Sieger.

Aber einem nach dem andern ſinkt langſam der Kopf nieder.

„Pat'r, — er tritt dem Rotbart dicht und eng vors Geſicht, und ſeine Augen ſind blin=kende Kohlen, — „Pat'r, kennt Oes miar ſagn, b r u m i gmiaßt han, kennt Oes mir ſagn, b r u m i gmiaßt han mei Muatt'r d'rſchlagn?“

Kopf an Kopf ſtehen die beiden.

Wie Mauern die andern.

Und Haſpinger ſchweigt.

„Pat'r, ob Oes miar ſagn kennts, brum i mei Muattr d'rſchlagn han gmiaßt?“

Kopf an Kopf ſtehen die beiden.

Wie Säulen die andern.

Und Haſpinger ſchweigt.

„Pat'r, i frag!“ —

— — — — — — — —

Da hebt Haſpinger das Geſicht und ſchüttelt die Schwere von ſich.

Und legt dem wahnſinnigen Frager die Hand auf den Kopf und ſeine Stimme iſt voll Tränen.

„Ja, Luiſele,“ — es zittert die Hand auf dem armen Kopf, — „ja, Luiſele, i woaß es, warum,“ — es iſt die rauhe Stimme von Tränen weich: „Weil du fir'n Landl a Held gworn biſch!“

Im gleichen Verlage erſchien von Albert von Trentini:

Roman	**Der große Frühling**	Geh. 4 M. Geb. 5 M.

In Tirol, bis hinunter zu den Geſtaden des Gardaſees beginnt es jetzt zuſehends ſich zu regen. Ein neuer Mann reiht ſich den übrigen an: **Albert von Trentini** ... Sein erſtes Buch, der Roman „Der große Frühling", tritt ſtark und vernehmlich auf uns zu. Etwas wie feſtliches Poſaunengeſchmetter tönt durch dieſe hochaufrauſchenden Blätter. Ein glühendes Empfinden, ein farbentrunkenes Auge, ein beſeeltes Schwärmen offenbaren ſich in einer Sprache, die breit und ſtrömend, ſinnlich und ſchwelgeriſch ſich ergießt ... So ſehr, wie hier erſchienen wohl noch nie Menſchen in die Landſchaft eingetaucht. Selbſt Bartſch ſteht hier hinter Trentini noch zurück ... Germaniſch-romaniſch wie der große Heinrich Mann, ſo erſcheint uns auch der verheißende Neuling Albert von Trentini.

Franz Servaes in der „Neuen Freien Preſſe".

Es iſt, als ob ein ſüdländiſches Buch in deutſcher Sprache geſchrieben wäre. So glutvoll und farbig iſt ſein Klang, ſo voll ſchwärmender Phantaſie und verſchwenderiſch überquellender Pracht ſind ſeine Schilderungen, und ſo tief und heiß und gewaltig ſind die Ströme dichteriſchen Temperaments, die ſein Ganzes durchdringen und aufglänzen in tauſend ſchimmernden Wellen und träumenden Glanzſpielen ... Das alles iſt umhüllt, durchrankt und getragen von jenem glühenden Glanz und Klang der Sprache und Stimmung, jener ſtürmenden Schönheit des Ausdruckes, die zuweilen als ein förmliches Hohes Lied des Schmerzes, der Liebe oder der Sehnſucht ſich rauſchend emporſchwingt in den lichtvollen Glanz jubelnder Himmel ... Als ein wahrer Dichter zeigt ſich Albert von Trentini in dieſem ſeinem erſten Roman.

Giſela Freiin von Berger in der „Zeit".

Dieſer Frauenlob kommt uns aus dem Süden. Er hat italieniſches Weſen ganz in ſich aufgenommen, wenn er auch ein Deutſcher iſt. Der italieniſche Himmel, die italieniſche Landſchaft, die italieniſche Leidenſchaftlichkeit muß ihn lange genährt haben. Das gab ihm ſeine beſondere Art. Auch an d'Annunzio mag ſie ſich gebildet haben; aber es iſt in dem Buch doch manches, was inniger zu uns ſpricht als es d'Annunzio gegeben iſt, eben die gleiche Raſſe, wenn ſie auch durch italieniſches Feuer ging ... Dieſen leidenſchaftlichen Seelenkämpfen gibt Trentini ein ebenſo leidenſchaftliches Relief in der Natur, die er ſchildert. Italieniſche Landſchaften, italieniſche Nächte und Tage ... und zwiſchenhinein echt italieniſche theoretiſche Auseinanderſetzungen ... der einzige Nachteil dieſes feurigen Buches. **Kurt Aram in der „Frankfurter Zeitung".**

... Den ganzen unerhörten Zauberrauſch des ſizilianiſchen Blühwunders fängt der Dichter ein in eine ſchönheitsſprühende, poeſieverklärte Sprache, die jeden Naturüberſchwang natürlich, jedes Naturſchweigen, all das hunderttauſendartige Erſtehen in jeder Werdeſtunde glaubhaft und faßlich macht. So hat das deutſche Proſawort nicht oft geklungen!

Friedrich Stein im „Tag".

Der künſtleriſche Charakter des Werkes gehört dem geiſtigen Kreiſe des reinen Äſthetentums an ... Aber das vorliegende Buch iſt eine der reineren Blüten ſeiner Art und hat uns, offen geſtanden, in den Bann ſeiner hohen künſtleriſchen Schönheit gezwungen ... Ohne den ſonſt üblichen Schwulſt der Äſtheten, ohne deren oft völlig unverſtändliche, weit hergeholte Bilder, Symbolismen und myſtiſche Farbenſpiele gibt es Liebesſtimmungen von den zarteſten Regungen bis zu den farbenglühendſten der Leidenſchaft, in einer künſtleriſch ſorgfältig gefeilten, wunderſchönen klang- und bilderreichen Sprache ... und dieſe Schönheit erhält eine ganz weſentliche Steigerung durch die andere, ebenſo meiſterlich ausgeprägte in der äußeren Szenerie, aus der uns der ganze Zauber Italiens entgegenſtrömt ... Man überſchlägt nichts in dem umfangreichen Buch, das eine wertvolle Dichtung iſt. **Kölniſche Zeitung.**

Ein ſtilles Buch, das voll Sehnſucht iſt, ein Buch für ſinnige Leſer. Man muß die Blätter langſam, eins nach dem andern, wie Gedichte leſen. Dann entrollen ſich die zarteſten Seelengemälde vor dem geiſtigen Auge, dann gibt uns dieſer Roman auch ſein Beſtes, das er hat: ſeinen wunderbar feinen Stimmungsgehalt.
Innsbrucker Nachrichten.

Roman	**Sieg der Jungfrau**	Geh. 4 M. Geb. 5 M.

Trentini, der wohl zu den begabteſten unter den jungen Dichtern Öſterreichs gehört, hat für ſeinen zweiten Roman einen ganz aparten Vorwurf gefunden ... Eine Anzahl prächtiger Geſtalten, voll warmpulſigen Lebens, ſind als Epiſodenwerk dem Dichter vorzüglich gelungen. So der Arzt Lorelock, der mit Feuer und Blut für Erhaltung des Deutſchtums im Tiroler Welſchland einſteht, ſo der ideale Pius Veſper, der alte Pfarrer Weiße und der Feldkönig Severin, ein Naturanbeter vom Schlage des Bahrſchen „Nußmenſchen“. Und in der Ausgeſtaltung dieſes wundervollen Menſchen ſteht Trentini wohl hinter Bahr nicht viel zurück mit ſeinem geradezu ſonnigen Impreſſionismus. Die künſtleriſche Form des Romans in Anlage, Aufbau und Durchführung iſt bemerkenswert und wird von der oft plaſtiſchen Bildkraft einer ſehr vornehmen Diktion wirkſam gehoben. Nach einem ungewöhnlich glücklichen erſten Wurf, wie des Dichters „Der große Frühling“, eine wertgleiche zweite Arbeit, wie dieſe — das gibt zu denken, gibt zu hoffen. **Berliner Tageblatt.**

Trentini ſteht als ein Gewaltiger vor uns. Wohl kaum haben einem Dichter bei ſeinem erſten Werke alle Leſer ſo zugejauchzt wie ſeinem „Großen Frühling“, und die vielen, die da in Trentini ihre Hoffnung ſetzten, hat er mit dieſem zweiten Buche nicht enttäuſcht. Man könnte den „Sieg der Jungfrau“ einen pſychologiſchen Roman

nennen. (Dem Meister der Seelenanatomie, Maupassant, ist Trentini ebenbürtig!) ... So einfach und wenig neu hier die Fabel klingen mag, so ist sie doch neu in der hinreißenden Behandlung des Dichters, in der Tiefe und Zartheit der durchaus nicht moralisierenden Darstellung. Trentini verfügt über eine Diktion, wie sie nur der wirkliche Dichter hat. In seinen Worten klingt die Sphärenmusik des Unendlichen, die Natur hat dem Manne, der sie so liebt und so zu schildern versteht, ihre reichsten Gaben geschenkt.

Wilhelm Dreecken in „Das literarische Deutsch-Österreich".

Trentini ist Österreicher, und wer die besten jüngeren Österreicher von heute, Molo, Schönherr, Hladny, Bartsch, Hoffensthal, kennt, fühlt ihm die Nationalität leicht an. Es steckt weniger Literatur und mehr Freude an der Wirkung in diesen Herren, als in den gleichaltrigen Deutschen zumeist. Vielleicht, weil die sogenannte Kultur weiter östlich größere Hemmungen erfuhr, als bei uns, und, die sie trotzdem eroberten, nicht erst den Bildungsphilister in sich überwinden mußten. Trentini jedenfalls hatte es nicht nötig. In das, was ihn als Menschenleben umgab, griff er mit beiden Händen hinein. Und fand darin einmal ein großes Gut: Heimat, südliches Land, Weintäler, Waldabhänge, Ausblicke zu den Berghöhen, Mischvolk, elegant verlumptes Italienertum mit Kultursauce, treudeutsche Kleinlichkeit. Fand ferner Mann und Weib ... Wie das wirbelt und glüht und jauchzt, ringt und klagt, das entzückt und fesselt gleichzeitig! Noch dazu in einer für mein Gefühl zuweilen ganz neuartigen Technik. In andeutenden, hinter halbdurchgeführten Bildern spannenden Worten. Pointillismus mit tieferer Bedeutung, Hochgesang um Symbole kreisend. Darin ist Trentini am eigensten. Er verrät sich nicht früh, spannt nicht eher ab, als bis er alle Eifersucht, Eigensucht, Leidensucht, Freudensucht herausprojiziert, die ganze Welt durchschauert hat damit.

Wolfgang Schumann in „Das literarische Echo".

Noch lauter und jubelnder klingt die Verheißung, mit der Trentinis Erstlingsroman begrüßt wurde, aus dem neuen Werke. Musik und Märchentöne sind in diesem heißen, herzerfüllten Buche, in dieser Schönheitsbibel aus sonnigem Südtirol. Eines Dichters Fühlen und Wissen spricht aus den vollklingenden Zeilen, die oft wie süßfließendes Italienisch scheinen, in deutsche Laute meisterlich umgegossen. Germanisch-romanisch ist auch dieses Buch aus Österreich, dessen Schöpfer ein deutscher Dichter ist. Er hat Können und Herz, und sieht mit trunkenen Augen wundervolle Bilder, die er mit einer anschmiegenden Sprache seltener Plastik und Schönheit darzustellen weiß. Nicht ein Kommender, ein Vollreifer, steht Trentini mit diesem zweiten Buche vor uns.

Walter von Molo in der „Gegenwart".

Albert von Trentini ist kein Alltagsdichter. Er ist ein Seelenkündiger, dessen feine, eindringende Psychologie sein Buch zum

Kunſtwerk macht ... Wie bilderreich iſt dieſe Sprache, wie volltönend und glutheiß. Langſam hebt erſt das Buch an, zu feſſeln, nicht gleich — allmählich erſt zündet es — dann aber hält es feſt, ganz und gar. Den ringenden Mann ſieht man leiden. Aus jeder Zeile ſchaut das gequälte Geſicht heraus. Und dann ſind da wieder Szenen von anſchmiegender Zartheit, voller Duft und Sonne. Als wäre man mitten in der lichtprangenden Natur, als triumphierte der quellende, ſproſſende Frühling um uns; ſo fein malt Trentini, wenn er Heinz Heide durch die Wälder ſeiner Heimat ſtreifen läßt.

A. v. Klingſpor in der „Königsberger Allgemeinen Zeitung".

Trentini tritt mit ſeinem zweiten Romane „Sieg der Jungfrau" endgültig in die Reihen derer ein, auf die das ſchöngeiſtige Schrifttum Tirols von heute große Hoffnungen ſetzen darf. Sein Stil iſt in dieſem neuen Buche von ſo haſtiger Lebendigkeit, von einem ſo phantaſievollen Bilderreichtum, oft auch von einer ſo glühenden Leidenſchaftlichkeit und ſo empfindſamen Nervoſität, wie man ſie bei den Romanen viel häufiger findet als bei den Deutſchen. Andererſeits liegt in dem Buche viele, echt deutſche Innigkeit, die namentlich bei den meiſterhaften Schilderungen von Naturſtimmungen hervortritt, und ausgeſprochen deutſches Denken und Grübeln, ſo daß das Ganze eine ſeltſam anmutende, reizvolle Miſchung ergibt, die uns bisweilen an einen der angeſehenſten Meiſter des modernen Romans, an Heinrich Mann, erinnerte.

Innsbrucker Nachrichten.

Ein rechtes Kind ſeiner Heimat iſt dieſes Buch. Feurig-herb, ſchwerblütig-heiter, ſüdlich-heiß und urdeutſch zumal, gleicht es dem Bozener Lande, dem es entſtammt. In Trentini lebt raſch loderndes Temperament und germaniſche Poetenverſonnenheit ... Dann aber iſt es wieder von köſtlichem Reiz, wie kühle Hochwaldluft ins ſonnige Tal hinabweht, wie ſich blaudunkle Schatten über die farbenglühende Landſchaft legen, wie die formreichen, vielgetönten Berggeſtalten zu einfach ernſten, kalten Silhouetten erſtarren, wie die kecken lachenden Weiſen des Südens in die ſüße Schwermut des deutſchen Volksliedes mählich hinüberklingen ... Wenn Trentini Stimmungen oder Landſchaften malt, fallen alle Schlacken ab, ein reiner Klang ertönt, eine Dichterſprache, die den unermeßlichen Farbenſchatz, die heitere Größe, die ſtolze, lachende Schönheit Südtirols in ſich aufgenommen hat.

Fritz Meitner in der „Zeit".

Roman	**Lobeſamgaſſe 13**	Geh. 3 M. Geb. 4 M.

Albert von Trentinis erſter Roman „Der große Frühling", dem man allſeitig das Empfinden und ein farbentrunkenes Schweigen in Schönheit nachgerühmt hat, wird von dem vorliegenden Roman, was realiſtiſche Treue der Auffaſſung und Schilderung betrifft, noch übertroffen ... Das muß geleſen und

mit ängstlich klopfendem Herzen bis zum tragischen Ende dieser meisterhaft entworfenen und durchgeführten Erzählung verfolgt werden. Trentini gehört zu den Starken, die etwas zu sagen haben und vor deren gespenstischer Kraft wir uns beugen.

Wiener Mitteilungen.

Der nicht gerade kleine Kreis der stillen Kleinstadtgeschichten wird durch diesen guten, solide geschriebenen Roman um ein wertvolles Exemplar bereichert. Eine abgeklärte Bodenständigkeit drückt dieser Geschichte den künstlerischen Stempel auf. Mit der ruhigen Sicherheit des in sich Gefestigten zeichnet Trentini seine Charaktere und läßt von seiner nervenstarken Ruhe auch auf den Leser etwas übergehen, der sie im hastenden Alltag so gut gebrauchen kann!

Breslauer Morgenzeitung.

Kein Buch der jüngsten Zeit hat uns so gut gefallen, wie dieser Roman Trentinis. Es ist ein Meisterwerk. Das Werk eines tiefen Dichters und eines großen Sprachkünstlers, der reiche Farben auf der Palette hat. Eine Alltagsgeschichte. Aber keiner kann sie lesen ohne Ergriffenheit!

Deutsche Alpenzeitung.

Ein Dichter hat dies Buch geschrieben; Gerechtigkeit verlangt, das Wort zu wiederholen: ein Dichter. Kein Autor, Literat, Schriftsteller, Publizist. Somit eine neue Möglichkeit, die Welt neu zu sehen; worauf letzlich beinahe alles ankommt.

Das literarische Echo.

In einer wundersam feinen Art, in einer außerordentlich suggestiven Darstellungsweise wird die Geschichte einer Familie vorgeführt. Die Sprache ist reich und doch schlicht, und selten plastisch stehen Menschen und Dinge vor uns. Das Haus „Lobesamgasse 13" ist ein wenig Zeit-, ein wenig Sittengeschichte, sehr viel Seelenlehre und eine Bereicherung unserer modernen Literatur.

Pester Lloyd.

So wächst Trentinis Kunst, die schon sein letztes Buch „Sieg der Jungfrau" auf steiler Höhe auswies, ins ewige Eingeklammertsein der Dinge hinein. Engste Lokalisierung von Zeit und Ort bei gleichzeitiger Herausstellung des rein Menschlichen und Aufzeichnung des allgemein Menschlichen bis in die hoch aufragende Symbolik, beides in seiner Vollendung, gibt ein Kunstwerk.

Königsberger Allgemeine Zeitung.

Es ist ein stilles Buch, aber es muß gleich bemerkt werden, daß es nicht von jener ominösen Stille ist, die den totgeborenen Kindern der Muse eigen, sondern daß es ruhig und lieb ist. Alles ist warm und klar erzählt, und die Menschen sind in diesen Blättern ohne gewaltsame Charakteristik festgehalten, ihr Schicksal wächst von selbst an, steigert sich und löst sich natürlich und befreiend ... Trentini hat eine sorgfältig gebildete Sprache, die angenehm und künstlerisch harmonisch wirkt. In einzelnen Szenen ist der Seelenkonflikt geradezu plastisch herausgebildet, und man muß staunen, mit welch einfachen Mitteln ihm das gelingt.

Grazer Tagespost.

Trentinis künstlerische Entwicklung vollzieht sich, wie sein neues Buch wiederum beweist, in ununterbrochen aufsteigender Linie. Immer geklärter, immer zielbewußter wird sein Stil, ohne daß seine Sprache an Bildkraft und poetischer Schönheit verlöre .... Einen so innigen herzlichen Ton, wie ihn der Autor hier für die Schilderung des jungen Elternglückes des prächtig gezeichneten sympathischen Ehepaares anschlägt, kann wahrhaftig nur ein echtes deutsches Dichtergemüt finden. Nebenbei ist übrigens das Kleinstadtleben in allen seinen Ausdrucksformen ein so dankbarer Gegenstand seiner scharfen Beobachtungsgabe, daß man dem Autor mit wachsendem Behagen folgt ... Das schöne Buch, das wiederum reich ist an tiefen Gedanken und Wahrheiten, wird gewiß jedem Leser einen reinen, erhebenden Genuß bereiten, es ist eines der besten Tiroler Bücher, die wir besitzen.

Innsbrucker Nachrichten.

Roman	**Comtesse Tralala**	Geh. 2 M. Geb. 3 M.

Ein großer Dichter spricht sich in diesem Buche aus, in dem mit einer vollendeten sprachlichen Meisterschaft als dem Ausdruck tiefster Empfindung der Liebe geschildert ist. Der Dichter erreicht mit den Mitteln einer ehrlichen reinen Poesie Wirkungen, die das meiste in den Schatten stellen, was in den letzten Jahren geschrieben wurde. Dabei hat er die Fähigkeit, selbst den weichsten und wärmsten Stellen seiner Schilderungen eine charakterisierende Beobachtung unterzulegen, so daß alle Verstandesarbeit ausgeschaltet erscheint und jede Charakterisierung aus der Stimmung herauswächst.

Leipziger Neueste Nachrichten.

Der Dichter bietet hier wieder eine wunderfeine, zarte und stimmungsreiche Geschichte vom Werden und Vergehen einer Liebe und der alles überwindenden Kraft der Treue. Das Thema ist mit dem Geschick des echten Poeten behandelt, der uns die alte Sache im neuen Gewand vorzuzaubern weiß. Die Köstlichkeit der Sprache deckt sich ganz mit der Stimmung der Geschehnisse und der leise Fall der Worte erhebt das Weben geheimer Mächte im Menschenherzen zu märchenhafter Körperlichkeit, so daß man wieder einmal ein Buch in Händen hat, das man mit innerem Zwang durchliest, in einem Zug bis zum Ende. Die große Meisterschaft Trentinis, mit dem ganzen Zauber einer vollen, neugemünzten Erzählungstechnik das Gemüt des Lesers ins Mitschwingen zu bringen, ist durchaus siegreich. **Meraner Kur-Zeitung.**

Das Wertvolle, Außergewöhnliche daran ist das Künstlertemperament, mit dem Trentini gestaltet, und die Sprachkunst, mit der er schildert. Es ist so eine Wärme über dem allen, als habe der Autor seine Menschen und ihr Milieu sehr lieb oder als habe sich das alles einmal sehr nahe seinem Herzen zugetragen.

B. Z. am Mittag.

Comtesse Tralala ist von einem zarten Reiz. Das ganze ist mit so rührender Liebe, so entzückender Bescheidenheit und so sicherem Geschmack plauderhaft und klangvoll erzählt, daß man hier ein qual-

volles Menschenschicksal seltsam fein von einem tiefempfindenden Dichter erhöht sieht. Das erhebt sein Buch weit über zahllose andere. **Rheinisch-Westfälische Zeitung.**

Roman	**Der letzte Sommer**	Geh. 5 M. Geb. 6 M.

„Der letzte Sommer" ist ein außerordentliches Werk, das souveräne Seelenkenntnis, gepaart mit einem ungewöhnlichen Fabuliertalent, erweist. Wer dieses Buch liest, der wird reicher und tiefer in sein Leben sehen, der wird gefeiter sein wider dessen Heimsuchungen, weil er einen Hauch der unverhüllten Ewigkeit empfand. Trentinis Roman ist eines der wertvollsten Bücher dieses Jahres.
Walter von Molo in der „Neuen freien Presse", Wien.

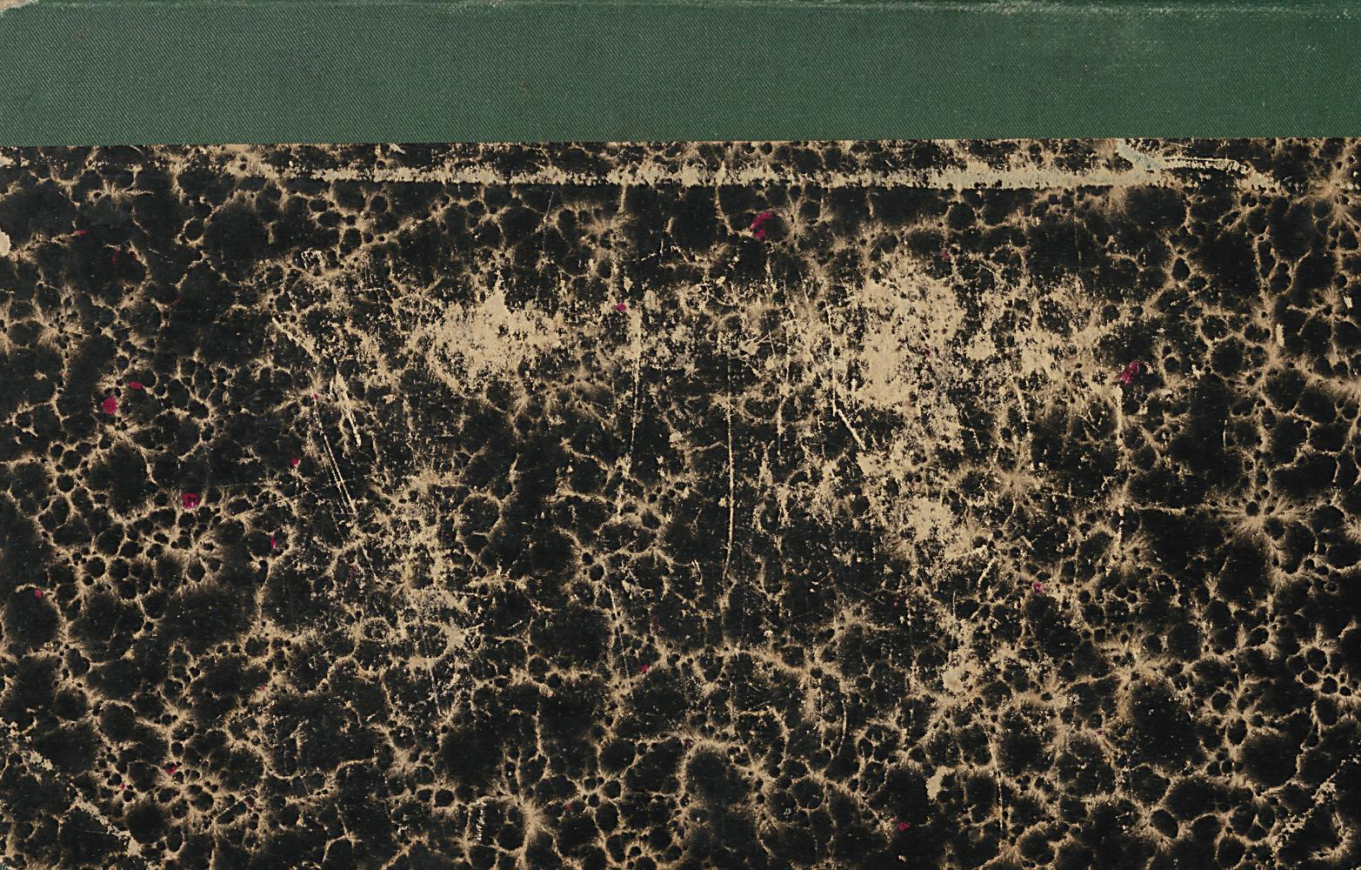
Unentrinnbar hält uns die Kunst Trentinis in einem gebannten Gehobensein sondergleichen, in einem Zwang, der die Welt vergessen und zugleich wieder erhöht, fremder und sonderbarer durchleuchtet, erneuter bestrahlt auferstehen läßt. Die Gaben des Alltags sind die Gestalten des Werkes nicht, Durchschnittsstunden trägt es nicht an uns heran, es verkörpert nicht Wesen, denen wir alle schon begegnet sind, die wir alle schon erlebt haben. Sondern in seiner ungeheuer beredten, Bedenken knebelnden Eigenart, in der im guten Sinne einschüchternden Stärke, mit denen er eine Entwicklung mitten in den brennenden Atem der Südtiroler Sommererde gestellt hat, umfaßt er so viel gehärtetes, seiner Mittel sicheres, seiner Kultur bewußtes Dichterkönnen, daß die beliebte Flachheit dagegen wirkt wie nüchterne Sandweite gegen eines Gipfels heischenden und herrlich-herrischen Lebens. **Meraner Zeitung.**

Ein Werk für stille Stunden innerer Sammlung, reiche Menschenkenntnis spricht aus ihm. **Berliner Börsen-Zeitung.**

Trentini geht neue künstlerische Wege und greift Probleme auf, die er tief und ergreifend zu gestalten weiß.
Der Heimgarten, Graz.

Diese Geschichte ist in schwungvollen Auf- und Niedergängen erzählt. Die reiche, farbenwechselnde Landschaft lebt und leidet mit, wird in jubelnde Stimmungen und schreckhafte Todesphantasien mitgerissen, verbrüdert sich mit den Menschen, wird selbst fast zu etwas Menschlichem, das lieben und hassen kann. Man geht oft wie im Märchen, in dem man hört und glaubt und das Wunderbarste nicht überrascht. Und freut sich dann wieder dieses verwegenen, glitzernden Spieles, dessen sich der Dichter unterfängt, wie ein gewaltiger Jongleur, der Welt und Menschen nach seiner Laune durcheinanderwirbelt. **Die Zeit, Wien.**

Trentini ist mit diesem Bande ein neuer geworden. Kräftig schreitet er über die Kreise seiner schönen, früheren Bücher hinaus ins Große, Weite. In Sprache, Komposition und Gehalt seiner Dichtung ist er vom impressionistischen Maler eines schönen Naturausschnittes zum Monumentalkünstler geworden. Sein neuer Roman breitet die letzten und tiefsten Probleme des Menschenlebens vor uns aus. **Deutsche Alpenzeitung.**

Alles in diesem Werke ist zu freudevollem Genuß ins helle Licht gerückt, ein sonniger Humor wirft sein Leuchten hinein und die kristallklare Reinheit ist sein unvergängliches Signum.
Bozener Nachrichten.

K. K. UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK
INNSBRUCK